

An deine Mutter denk' zurück.

Was willst du, schwaches Herz, stets sagen?
Wird dir das Leben schon zur Last?
Wann in bangem Zweifel klagst,
Wo du noch eine Mutter hast.
Ist dir die Zeit schon ganz verschwunden,
Wo du geruht in ihrem Arm
Und du das höchste Glück empfunden,
So innig, selig, ohne Harm?

Wo du auf ihrem Schoß gesessen,
Ihr lächelnd sahst ins Angesicht?
Hast du die Mutter ganz vergessen?
Gedenkst du deiner Mutter nicht?
Sie, die auf allen deinen Wegen
Stets in Gedanken bei dir weilt.
Sie, die den allerschönsten Segen
Beim Abschied lieblich dir erteilt.

O wirf die bittern Klagen nieder:
An deine Mutter denk' zurück!
Dann blüht im Geist dir lächelnd wieder
Am Mutterherzen neues Glück.
Denn sage nicht, dir wird hienieden
Das kurze Dasein nie zur Last.
Wenn dir das höchste Glück beschieden,
Wenn du noch eine Mutter hast.

Die Macht des Todes.

Von Ferdinand Runkel.

Der größte Skeptiker wird an einem nicht zweifeln, an dem Tode. Daß wir sind, wissen wir nicht gewiß, aber unser Sein kann eine Sinnestäuschung warden; daß wir aber sterben müssen, das wissen wir ganz gewiß. Dadurch also, daß wir dem Tode sicher entgegengehen, gewinnt er eine so gewaltige Macht über uns. Er steht neben uns zu jeder Stunde, zu jeder Sekunde, immer bereit, den Lebensfaden abzuschneiden. Deshalb gewöhnen wir uns allmählich an ihn, und das, was wir Todesfurcht nennen, wird füglich ins Unvernünftliche und schließlich mit fortschreitendem Alter Gleichgültigkeit.

Und doch sind wir alle nicht frei von der Furcht vor der Vernichtung. Es ist nur Mode geworden, und es zählt zu den ersten Tugenden, den Tod zu verachten. Freund Hein aber laßt uns alle aus. Verachten! wie schön klingt das. Er darf uns nur einmal seine kalte Hand in den Nacken legen, und wir fahren zusammen und fürchten uns, fürchten uns entsetzlich. Selbstverständlich ist dies Fürchten je nach dem Stande der Erziehung verschieden. Der Glaube an ein besseres Jenseits mildert die Todesangst sehr, ohne sie ganz aufzuheben. Selbst der positivste Buddhist, der fest an ein Weiterleben nach dem Tode glaubt, ist nicht ganz frei davon; sogar das Tier fürchtet sich gegen die Vernichtung.

Wenn wir also sehen, daß jedem gesunden Geschöpf unüberwindliche Todesfurcht eingeplant ist, so müssen wir zu dem Schluß kommen, daß der Tod etwas Schreckliches sei, sonst hätte die Natur einen Fehler begangen; sie hätte uns eine unnütze Bewegung gegeben. Das aber wird niemand zugebilligen wollen. Die Natur ist eine Meisterin in allen Dingen; sie ist unfehlbar, und ohne Berechtigung geschieht nichts in dieser Welt. Wir sind häufig nicht imstande, die Wahrheit zu durchschauen, und haben deshalb Worte wie: unbegründet, überflüssig erfunden.

Unser Leben beginnt also mit einer furchtbaren Drohung oder einer Verheißung. Drohung für den lebensstarken, gesunden Menschen, Verheißung für den Schwachen, Kranken, Leidenden. Du mußt sterben. Wer weiß, wie nahe Dir Dein Ende ist! Wer weiß, die Natur ist gütig; sie hat uns den Zeitpunkt sorgfältig verheißt, wie eine gute Mutter, dadurch aber wird die Todesfurcht gesteuert. Wäre uns bestimmt vorausgesetzt: Am 1. Januar Deines fünfzigsten Jahres sollst Du sterben, so hätten wir keine Todesfurcht. Wir lebten ruhig dem Zeitpunkt entgegen, bis uns kurz vorher das Grausen überlände. Und es macht nichts einen so erbärmlichen Eindruck, wie ein Mensch, der, gebrochen von der Todesangst, sein ganzes Wesen verändert hat. Dieser unästhetische Anblick des zum Tode unvorbereiteten Sterbenden hat den Mut und die Standhaftigkeit geboren. Aber es ist wider die Natur, dem Tode mutig ins Angesicht zu sehen; also ist der Mut etwas Gemachtes, das die Natur des Menschen nicht kennt, und er ist je stärker, desto intensiver sich der Schreckensstimmung entwickelt hat. Derbroder, die Holz und fest das Blut gerüst befeigen, sind eben solche Poseure wie der alte Sokrates, der mit lächelnder Miene den Scherlingsbeder trank. Sie haben auf der Welt nichts mehr zu tun, als sich einen guten Abgang zu schaffen. Der Gedanke, daß man nachher in den Zeitungen schreiben könnte, sie seien im Angesicht der Guillotine schwach geworden, ist ihnen so unerträglich, daß die Verbrennbarkeit die natürliche Todesfurcht überwindet.

Trotzdem ist der mutige Mensch eines der glänzendsten Ergebnisse der Gesellschaft. Denn wo es gelungen ist, den tierischen Trieb, den Erhaltungstrieb, auszuhalten und an die Stelle der Todesfurcht den Todesmut zu setzen, triumphieren wir über die Macht des Todes und sind imstande, jede moralisch hohe Tat zu begehen, Siege zu erringen und Menschenleben zu retten. Aber tief im Innersten beherrscht uns doch noch der Tod. Wenn wir allen diesen mutigen Männern, die vor zweihundert Jahren mit schlagendem Tambour den französischen Stellungen entgegenmarschierten oder im wildsten Gefechtskampf wie Mäuren gestanden haben, ins Herz schauen könnten, wir würden das leise Grauen finden, das sie vor dem ehrenvollen Tode hegen. Aber die grandiose militärische Erziehung, das eiserne Gefühl der Pflicht hält alle aufrecht; und wenn wirklich einer schwach werden sollte, so hilft ein Scherzwort, zur rechten Zeit von höherer Stelle hingeworfen, leicht über die Schrecken des Todes hinweg.

Ein alter Landwehmann, der die höchste Auszeichnung vor dem Feinde errungen, erzählte mir, wie er dazu kam. „Mein Verdienst“ so lautete sein Bericht, „war unüberwindliche Todesfurcht. Wir lagen am Rande eines Hohlweges, ohne vor- oder rückwärts zu kommen. Fortwährend schlugen Granaten in unser Bataillon, und ich sah ein, daß wir alle zu Grunde gehen müßten, wenn wir nicht die Batterie zweitausend Schritte vor uns zum Schwergen bringen konnten. Ich dachte an meine Frau und meine Kinder. Mit einem Male befiel mich eine furchtbare Angst; ich sprang aus der Deckung heraus, warf den Gasko in die Luft und rief:

„Vorwärts, mir nach, Kameraden!“ Und ohne einen Befehl abzuwarten, fielen wir mit dem Bajonett die Artillerie an und nahmen die Geschütze weg. Ich wurde natürlich belobt und dekoriert.“

Man nennt das die Glücke nach vorn; es ist ein ganz bekannter Ausdruck jünger Todesangst, die nicht zum mindesten dazu beigetragen hat, große Schlachten zu gewinnen. So lange der Soldat im Anlauf ist, hat der Tod keine Gewalt über ihn; die Anstrengung ist so groß, der Donner der Geschütze so bedäunend und das Gefühl der Sicherheit in der Kolonne — der Herdentrieb — so mächtig, daß jeder unaufhaltsam vorgeht. Erst wenn die Kugel einschlägt und er zusammenstürzt, tritt die Furcht ein. Aber wer kann in diesem Augenblicke den Gemütszustand des Sterbenden prüfen? Oft hören wir den Getroffenen jammern, daß er so jung schon dahier muß, oft den Vorgehenden ermunternde Worte zufließen. General von Gersdorff, der im Angriff gegen die Nordfront des französischen Heeres bei Sedan tödlich getroffen wurde, ließ sich einen Choral vorspielen. General v. François rief, als er in der Schützengrube der Neununddreißiger zusammenbrach: „Es ist doch ein schöner Tod auf dem Schlachtfelde. Ich sterbe gern, denn ich sehe, daß das Gefecht vorwärts geht.“ Solche Männer sind Herren ihrer Empfindungen; ihre Sinne sind so gespannt, so sehr von einem Streben beherrscht, daß sie nicht an den Tod denken können. Sie haben keine Zeit, schwach zu werden, und so entziehen sie der Macht des Todes.

Tel. 3046. Photographie C. H. Schiffer. Laundstr. 4.

Rochuslose à 2 Mk. Jedes 11. Los gewinnt, muss jeder spielen. 1592/70

Rheinisch-Westf. Handels- und Schreib-Lehr-Anstalt.

Wiesbaden, Rheinstraße 103.



Gründliche Ausbildung für den kaufmännischen Beruf. 3-, 4- und 6-Monats-Kurse. Einzelne Lehrbücher. Kostenloser Stellennachweis. Prospekte gratis und franko. 6397

Georg Rasche

pract. Zahnarzt

1628

Kirchgasse 62I

Sprechst. 9—12, 2—6 Uhr.

Wir empfehlen als Gelegenheitsposten ganz enorm billig

Unterzeuge

aller Art, in Baumwolle, Fil d'écosse, Halbwolle und Wolle, uni und gestreift.

Jede Hose und Jacke Mk. 1.50.

Strümpfe

Ringelstrümpfe, engl. lang pro Paar 55 Pf.
Echt Fil d'écosse, eleg. Dessins „ „ 80 Pf.
Rein Wolle, geringelt, Ia Ia „ „ 1.50
Rein Wolle, schwarz, engl. lang „ „ 80 Pf.

Socken

Elegante Ringelsocken pro Paar 50 Pf.
Engl. Garn, sehr haltbar „ „ 60 Pf.
Echt Fil d'écosse, eleg. Dessins „ „ 60 Pf.
Rein Wolle, echt Jacquard „ „ 1.10.

Handschuhe

Ringwood und Tricot, weiss, schwarz und alle Farben, reine Wolle pro Paar 45 Pf.

Diese Artikel eignen sich ganz besonders als praktische Weihnachts-Geschenke.

Hermanns & Froitzheim,

Webergasse 14.

3. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 290.

Samstag, den 11. Dezember 1904.

19. Jahrgang.



Feuilleton

Christfest-Vorbereitungen.

Von Josefa Bogl.

Es kann von keiner Seite bestritten werden, daß wir armen Frauen in den Wochen vor dem Fest die meistgeplagten Geschöpfe der Welt sind. Aber wir tragen die erhöhten Lasten mit Freuden und wenn's wirklich manchmal scheint, als seien wir am Ende unserer Kraft angelangt, hält uns die Hoffnung, auf dem Weihnachtstisch ein chinesisches Kostüm oder einen niedlichen Pelzschmuck vorzufinden, doch immer wieder aufrecht.

Freilich, das Ausschütten der Weihnachts-Kriegskasse ist gewöhnlich mit etwelchen Schwierigkeiten verknüpft, weil es den angeleglichen Herren der Schöpfung unangenehm ist, mal aus ihrem Regel- und Stababend-Schlendrian herausgerissen zu werden. Man muß da die Sache sehr diplomatisch anpacken.

„Na, Männchen,“ meinte ich zärtlich, als Eduard Nachmittags abgepasst aus der englischen Dienstadt nach Hause kam, „nun gibst ja bald ein paar Ruhetage, das Weihnachtstfest rückt im Sturmschritt heran.“

„Oh,“ behauptete mein Mann, „sind ja noch ein paar Wochen Zeit.“

„Aber die vergehen auch wie im Fluge,“ wandte ich ein. „Und du weißt doch, was da noch alles besorgt werden soll. Da muß ich die Läden abrennen, um Geschenke einzukaufen, da habe ich Tage lang mit der Bäckerei zu thun, die Kistchen an Großmutter und Tante muß ich packen, den Tannenbaum besorgen und ausputzen, — kurz und gut, ich weiß schon heute nicht, wo mir der Kopf steht.“

„Schon derb, höchst schon derb,“ spottete mein Mann und setzte sich gegen den Kalkbrot, welchen die Köchin eben aufgetragen hatte, in Kriegsbereitschaft. Nachdem er denselben durch mehrere Angriffe im Centrum und an den Flanken bis auf die Knochenvernichtet hatte, nahm ich die Urde von Neuem auf: „Geschmeckt, was? Na, die Frau sollst du dir aber auch suchen die mit einem so geringen Wirtschaftsgeld auszukommen vermag bei den theuren Marktpreisen.“

„Ich hab' ja auch keine Kartoffeln gegessen“, warf mein Mann unsicher ein, denn er merkte instinktiv, daß ich auf ein bestimmtes Ziel losruderte.

„Das war natürlich nur so im Allgemeinen gesagt,“ erklärte ich. „Ich meine das im Hinblick auf die heuren Zeiten überhaupt. Früher,“ ich seufzte hörbar, „früher war das besser. Da hatte man sich schon einige Weihnachtsgroschen zurücklegen können, sobald man zum Fest nicht radikal blank stand, — aber jetzt, nicht'n Nidel, sobald man vollständig auf das große Portemonnaie seines Herrn und Gebieters angewiesen ist.“

„Ach sooo“ mein Mann zog sein Gesicht in die Länge, „aus der Laute kiest du.“

„Aber bedenke doch auch“, ich sah ihn zu weiterem Nachsinnen nicht kommen, was ich alles zu besorgen habe: für die Kinder, für Großmutter, für Tante, für Köchin und Dienstmädchen. Und schließlich, mein bester Eduard, daß wir dir deine Weihnachtstfreude machen werden, das weißt du ja, — ich für meine Person will herzlich gern zurückschicken.“

Ob ihn nun dieser Edelmutz rührte, oder ob er Eile hatte, sein gewohntes Mittagsgeschlächchen anzutreten, das will ich dahin gestellt sein lassen. Thatsache aber war, daß er seinem Vult zwei „Blaze“ entnahm, die er, ohne noch eine längere Veneration-Ansprache zu halten, auf dem Altar des Weihnachtstfestes niederlegte.

Nun war ich „schöne raus“ und konnte mich zum Fest schon etwas ausstrecken. Freilich, die nächsten Tage, das waren Tage der Arbeit und der körperlichen Anstrengung. Neun Geschäfte mußte ich besuchen, zwölf Verkäuferinnen und vier Verkäufer mußten mich bedienen, ehe ich für Ernstchen einen passenden Schalanzug entbedte. Und als es schon zum Abschlus kommen sollte, machte ich die Entdeckung, daß er fünfzig Pfennig theurer war als im Meyerschen Warenhause. Da nahm ich von dem Kaufe Abstand. —

Nicht besser erging es mir mit einer Pelzgarnitur für Lieschen. In sämtlichen Pelzwaren-Spezialgeschäften der Stadt war ich drei Tage lang eine ständige Kundin, d. h. ich nahm

die Läger bis in das Dachgeschloß hinauf in Augenschein. Die Angestellten hielten mir ganz instruktive Vorträge über die Jagd auf und den Gang der Pelzhändler, über die Konfervierung der Felle sowie über den ganzen Rauchwarenhandel überhaupt, — aber zu einem Kaufe konnte ich mich trotzdem nicht entschließen. Auch der Herr Prinzipal legte vergeblich seine Autorität in die Waagschale. Ich versprach am nächsten Tage wieder zu kommen, weil ich mich erst mit meinem Manne nochmals besprechen müsse, aber es stand bei mir fest, daß ich diese Pelzjachen im Meyerschen Warenhause wahrscheinlich billiger erhalten würde. Natürlich in Imitation! Aber Lieschen war ein kleines Mädchen, nächstes Jahr hatte sie den ganzen Kram doch ausgewaschen und wenn die Sachen nur bis Neujahr schwarz aussahen, so genügte das gerade. Denn wie ich mein Lieschen kannte, würde die den Ruff in der Schule liegen lassen, die Vor nebst Krügen auf der Straße verlieren und wenn das Barock bis in das Frühjahr hinübergerettet wurde, so war das schon allerhand Hochachtung.

Jetzt kamen Großmutter und Tante an die Reihe. Wunderhübsche Sachen für angejahrte und ältere Damen wurden mir in den Geschäften in enormer Auswahl vorgelegt. Tapissereien, Schlummerrollen, Fußjäder, kurz, ich vermochte all die Herrlichkeiten kaum zu überblicken. Aber merkwürdig. In dem Augenblick, in welchem ich aufzulegen wollte, stiegen immer von Neuem Zweifel in mir auf. Ob die Sachen wohl praktisch sein würden? Ob Großmutter nicht bereits einen Fußbad, Tante nicht bereits mehrere Schlummerrollen besaß? Ob's da nicht angezeigt war etwas in naturalis, zum Schledern, etwas zur Magenhärtung zu schicken? Im Meyerschen Warenhause hatte ich reizende Versandtischen gesehen mit Viktor- und Weinflaschen, Delikatessen Süßkrüchten — und all das weihnachtlich decorirt. Um, das wollte überlegt sein. —

Schließlich kam die Köchin und das Dienstmädchen daran. Nun, hier ging unbedingt Quantität über Qualität. In den Spezial-Wäschegegeschäften wurden mir zwar herrliche Battiste und kostbare Leinwand, Ausschattungen wie für Prinzessinnen vorgelegt. — Zogelang konnte man beim Anschauen in den Verkaufsräumen verweilen — aber das war doch nichts für Dienstmädchen! Die Warchente und Schürzen hier, die waren im Meyerschen Warenhause viel preiswerter zu erstehen.

Alles also noch das Stollenbaden. Nun, da half alles nichts, da mußte ich selbst tüchtig heran. Es war eine alte Familientradition, daß sich das Christbrot-Rezept von Generation auf Generation vererbte, und da es sich jetzt in meinem Besitz befand, hatte ich die Pflicht, die Gesammtfamilie — Großmutter und Tante mit einbegriffen — mit Weihnachtsgeschenken zu versorgen.

Also herauf mit dem Rezept: Man nehme 250 Gr. Mehl das wird mit 70 Gr. Hefe und etwa 1/2 Liter lauwarmen Milch zu einem Hefentück angeheißt. 750 Gr. Mehl, 4 ganze Eier, 100 Gr. Zucker, 20 Gr. feingehobene bittere Mandeln, ein wenig Salz, Muskatblüte und abgeriebene Zitronenschale usw.

Das wurde nun zusammengemischt, geknetet und zu einem Teig verarbeitet. In diesen wurden hineingemengt: 400 Gr. in kaltem Wasser ausgewaschene Butter, 25 Gr. große aufgekernete Rosinen, 250 Gr. Korinthen, 70 Gr. fein stiftig geschnittene süße Mandeln und 70 Gr. ebenso geschnittene Citronat.

So ging das noch eine Weile fort, bis das Kollholz kam, das Bestreichen mit zerlassener Butter und all der Kram, den ich schon kannte. Aber an der rechten Seite des Rezeptes stand noch ein Wort: „Cardomom.“

Cardomom, — hm, was das für eine Sache war, das war mir vor der Hand noch unklar.

Ich ging also ungeachtet der Strapazen der letzten von neuem auf die Tour. Zum Bäcker: Ungar-Mehl prima 000, zum But-ter-, zum Milchhändler, zum Kaufmann, überall erste Qualitäten einkaufen.

„Etwas Cardomom noch“ bestellte ich dem Kommiss.

„Cardomom, — sehr wohl, gnädige Frau“, knigte der Dienst- beflissene und eilte hinter dem Ladentisch vor. Er raunte einem Kollegen was zu, — der zwackte die Achseln. Er fragte den vielbe- schäftigten Abteilungschef — der sah ihn ungläubig an und deutete mit dem Daumen über die Achsel nach einem Regal, in wel- chem allerhand Flaschen und Gläschen aufgestapelt waren. Er beugte die Etikettes und nahm dann eines der allerkleinsten, nur einen Fingerhut fassenden. Damit „log“ er zu mir, widelte das mit ein und wir zogen in Begleitung von Anna, dem Dienst- mädchen, mit unseren Lasten von dannen.

Nun begann zu Hause eine fieberhafte Arbeit. Rosinen wur- den ausgekernt, Mandeln geschält, Butter geschlagen, Teig gerührt

das Hefentück angeheißt. Und das ging nach einigen Stunden auf daß es eine Freude war. . .

Der Bäcker empfing uns fast ehrfurchtsvoll. „Das wird mir prächtige Brote geben“, meinte er, „nur mit der Butter nicht sparen, jetzt einen Napf zerlassener, klarer Butter.“

Und ich stürzte nach Hause und zerließ ein Stück Butter um das andere. Als ich mit einem halb gefüllten Napf zurückkam, meinte der Bäcker: „O, Gnädige, das ist reichlich, sehr reichlich! Damit kann man schlimmstenfalls eine ganze Kompagnie Christi- stollen durchbuttern.“

Auf diese Anerkennung war ich nicht wenig stolz, ergriff das Gläschen, hielt es dem Meister hin und flüsterte ihm zu:

„Cardomom.“

„?“, sah mich der fragend an.

„Cardomom“, wiederholte ich eindringlicher.

„Ach so“, nickte er dann, „hm, hm, nu ja, — die Möglich- keit.“

Damit war meine Aufgabe erledigt und ich hätte bis Abend Ruhe gehabt, wenn ich nicht hätte wieder „raufen“ müssen, um mir in den Geschäften die Geschenke anzusehen, die ich vielleicht für meinen Mann kaufen würde. Abends wurden die Christstole ge- holt. Eine herrliche Kruste wiesen sie auf, braun, zuderig und fest.

„Etwas zusammengeknaut sind sie“, erklärte der Bäcker dem Dienstmädchen, „das macht das Cardomom.“

Für die Nacht wurde die Balkenstube als „Gebäckszimmer“ eingerichtet, die Fenster wurden sperrangelweit geöffnet und so konnten die Stollen in Ruh sich auf ihren Wohlgeschmack be- sinnen.

Am nächsten Morgen fand die Kostprobe statt.

„Om“, machte ich, denn ein komisches Etwas legte sich auf meine Zunge.

„Dunnettel“, stammelte das Dienstmädchen und klappte den Mund nicht mehr zu, „das ist ja Seife.“

„Der Teibel frisst sich“, spuckte die Köchin, „id brauch doch in die Stollen injewidelt keinen Lebertran zu nehmen. Wenn's nothwendig ist, schluck ich den auch so!“

Das Mädchen stürzte zum Bäcker. Der hatte sie lächelnd an- geschaut und nur ein Wort gesagt: „Cardomom.“

„Ich machte eine verzweifelte Gebärde, aber zugleich emp- fand ich doch eine gewisse Genugthuung, als mir Anna erklärte: „Wissen Sie, gnädige Frau, das mit dem „Man nehme“ im Koch- buch, das mit dem Teig anrühren, das zum Bäcker schleppen hat sich ja alles überlebt. Deutzutage geht man in Meyers Waren- haus, da gibt's Christstollen, — aha, so schön, so süß, so brillant.“

Was blieb mir übrig? Ich konnte die Abneigung meines Man- nes gegen diese Bazare. Was sollte ich aber machen? Ich befand mich ja in einer entsetzlichen Zwangslage. Ich kaufte somit. In eigener Person. In zwei Stunden hatte ich alles das Geld aus- gegeben, was mir mein Mann hochherzig für Weihnachten ge- stiftet hatte.

Wenn ich die Geschenke so aufgestapelt vor mir liegen sehe, packt mich ein Gefühl der Befriedigung. Welche Hausfrau hätte je so gut und billig ihre Weihnachtsgeschenke eingekauft?

Na, warten wir das Fest ab. Ich denke, ich werde gut ab- schneiden.

„Wegen des „Cardomom“ schreibe ich an Großmutter, — es wird wohl ein verzehlicher Irrthum vorliegen. —“



Seiden- und Modewarenhaus

Langgasse 31

Emil Süß,

Langgasse 31.

Wegen baldigen Umzugs:



Großer Ausverkauf



sämmtlicher Seiden-, Sammet- und Modewaren.

Seidenstoffe per Meter schon von 50 Pfg. an.

Alle Neuheiten sind auf Lager.

Vom 1. Januar 1905 ab befindet sich mein Geschäft im „Hotel Continental“, Langgasse.

Ein Duell des Komikers Wenzel Scholz.

Der etwa siebenzig Jahre alte Scholz in Graz. Sein Benefiz war angekündigt. Die Einladung zu dieser Vorstellung liegt uns im Original vor, und wir erlauben uns, sie als Kuriosum mitzuteilen:

Heute zum Vortheil des Komikers Wenzel Scholz
zum ersten Male:

Der Elefantentrüffel.

Eine dialogisierte Pantomime in 3 Akten. Der erste Akt ist von Herrn Pantaloni, der zweite von Herrn Harlekin und der dritte von Herrn Pierrot gedichtet.

Bin mit schändlichem Verlangen
Den Theatermarkt durchgegangen;
Hab' geschaut bis zum Erblinden,
Ob was gutes aufzufinden.
Und ich sah auf einer Schüssel
Einen Elefantentrüffel,
Von Thalia, meiner Mahn,
Freich gekocht mit saurem Rahm.
Her damit! Kost's tausend Gulden,
Tout égal, ich mach' halt Schulden;
Alles eins, wenn ich's nur habe,
— Und ich pump's, um mit der Gabe
Ihnen meinen Dank zu weihn
Und Sie möglichst zu erfreuen!
Haben's Nachsicht nur ein Bissel
Mit dem Elefantentrüffel.
Wid mit Beifall er gegeben,
Lächelt mir ein neues Leben.
Kann aus mir auf dieser Erden
Noch vielleicht was Schöndes werden,
Ist's nur Ihnen vorbehalten,
Mich so glücklich umzuhalten,
Wie Merkur aus blohem Holz.
Ihr ganz tren ergeb'ner Scholz.

Gladliche, harmlose Zeit, in welcher noch eine solche Einladungsart zur „Elefantentrüffel-Soiree“ das Publikum locken konnte! Man ließ sich glücklich „abspelen“ damit.

Nach der Vorstellung schritt Scholz der Franzensgasse zu, denn eine kleine, allerliebste Gräfin hatte ihn dort zum Rendezvous eingeladen. Aber die kleine, allerliebste Gräfin liebte neben Scholz noch einen Husarenleutnant, der den Komiker in ihr Haus treten sah und zähneknirschend an der Straßenecke wartete, bis sein Nebenbuhler das Haus verließ.

Er brauchte nicht lange zu warten, denn schon nach wenigen Minuten kehrte der Komiker zurück.

„Guten Abend!“ rief der Leutnant barsch, indem er ihm den Weg vertrat.

„Gehorhamter Diener!“ brummte der Komiker erschrocken, und in einem Haß, den er Eklade entlehnt zu haben schien.

„Verstellen Sie sich nicht — ich kenne Sie.“

„Ich bin's nicht — ich bin ein ganz anderer.“

„Sie sind Wenzel Scholz?“

„Warum nicht gar! Keine Pein!“

„Kennen Sie nicht! Im Theater habe ich oft herzlich über Sie gelacht, aber außerhalb desselben verstehe ich keinen Spaß, an allerwenigsten, wenn man meine Wege durchkreuzt.“

„Die Wege sind für Militär und Jägers gebaut.“

„Sehr richtig; aber dennoch darf ich es nicht dulden, daß man Wege, die ich mir selbst gebahnt, mit mir gemeinschaftlich zu beschreiten will. Sie werden mich verstehen und begreifen, daß Sie mir Genußung schuldig sind.“

„Was? — Sie fordern mich?“

„Ja dienen. Morgen früh werde ich Ihnen einen meiner Freunde senden, um das nähere mit Ihnen zu verabreden. Auf Wiedersehen, mein Herr!“

Der Leutnant grüßte kalt und förmlich und entfernte sich. Am nächsten Morgen fanden sich auf einem lichten Platz

eines naheliegenden Gehäuses die beiden Gegner gegenüber. Sie hatten die Röcke abgelegt, die Arme eubüßt, und jeder hielt einen blühenden Stiefel in der Hand. Die Sekundanten hatten das möglichste getan, die Gegner zu versöhnen; aber der Leutnant wies jeden Vergleich zurück, und Scholz hatte zu viel Ambition, ein Wort der Entschuldigung fallen zu lassen.

Aber als sich der Komiker in Positur stellte mit seinem martialischen, pudelnärrischen Gesicht und den Degen kreuzen wollte, fing sein Gegner sowohl als die Sekundanten aus vollem Halse zu lachen an, denn ihnen war plötzlich und unwillkürlich der „Klapper!“ eingefallen, die Rolle eines Tölpels, die Scholz unbedeutend spielte.

„Was soll das?“ fragte er ernst. „Hat Ihnen mein Benehmen etwa Veranlassung zu dieser Heiterkeit gegeben?“

„Nein, nein! Ihr Benehmen ist das eines Mannes von Ehre!“ antwortete sein Gegner, gewaltig das Kacken verheißend. „Aber Sie haben ein so drohendes Gesicht, daß ich mit geschlossenen Augen werde schlafen müssen.“

Der Zweikampf begann, und schon nach wenigen Minuten fachte sich das Hemd des Komikers. Die Degenspitze seines Gegners war ihm in die Brust gedrungen, hatte ihm jedoch nur ein wenig zur Ader gelassen, ohne edle Teile zu verletzen.

Die Gegner boten einander die Hände, feierten bei einer Bowle Punsch das Versöhnungsfest, und die komische Mäse freute sich, nicht eines Preisers beraubt worden zu sein, für den sie wahrscheinlich in diesem Jahrhundert keinen Ertrag gefunden hätte.



Chinesische Sitten. Sobald ein Chinese ins Jenseits gegangen ist, wird ein Loch ins Dach des Trauerhauses gemacht, damit die Geister des Verstorbenen einen bequemen Ausgang finden; außerhalb des Hauses flattern, an Bambuspfähle befestigt, brennende Stäbe mit Figuren bemalten Papiers; endlich gibt man eine Menge Papiergeld den Flammen preis, damit es dem Toten jenseits nicht am nötigen Gelde mangle.

Die Falknerei am Wiener Hofe unter Leopold I. Wie beliebt und geachtet ehemals dieser jetzt fast ganz vergessene Zweig der Jägerei war, ergibt sich unter anderem aus dem Verzeichnisse der Personen, welche unter Leopold I. bei der Falknerei angestellt waren, nämlich:

- Oberr.-Falkenmeister,
- 1 Sekretarius,
- 4 Falkenmeister,
- 1 Ralger-Falkenmeister,
- 1 Krähen-Falkenmeister,
- 1 Willmann-Falkenmeister,
- 1 Reiter-Falkenmeister,
- 2 Auspon-Knechte,
- 4 Falkner-Knechte,
- 2 Ralger-Wächter,
- 8 Falkner-Jungen,
- 2 Hunde-Jungen,

zusammen also 28 Personen, deren Gehalt sich auf 13 665 Gulden belief. — Wenn die Falkenjagd allein solche Summen kostete, wie viel mochten da auf die übrige Jägerei verwendet werden?

Der Herzog von Noailles, ein Günstling Ludwigs XIV. hatte unangenehme Gesichtszüge. Eines Tages ließ er auf einen Auvergner, der eine Gnade beim König nachsuchen kam. Noailles sprach für ihn und sagte dem Könige, daß er diesem Manne viele Verbindlichkeit schuldig sei. Die Bitte wurde gewährt. Später fragte der König den Herzog, welche Verpflichtungen er gegen diesen Auvergner habe. „Ach, Sie“, erwiderte er, „ohne diesen Pavian wäre ich der Hässlichste in ganz Frankreich.“



Der Schalk im Auslande.

Englischer Humor.

Die Maus. Der junge Mann raubt der Tochter des Hauses einen Kuß, worauf diese einen kleinen Schrei ausstößt. „Was gibt's denn, Nelly?“ fragt eine strenge Stimme von oben.

„Ach, — hier — hier lief eine Maus durchs Zimmer,“ weisperte sie.

Nach einer Weile verlangt der junge Mann einen zweiten Kuß, und der Aufschrei wiederholt sich. Wieder kam von oben die strenge Stimme: „Was ist denn jetzt los?“

„Ach — ich sah — noch eine Maus!“

Darauf kam der alte Mann die Treppe hinunter mit der Hauskugel, mit einer Mausfalle und einem Stock und setzte sich in einen Winkel des Zimmers, um die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten.

Ein Weiberkenner. Alder: „Sie leugnen hartnäckig, die Tat begangen zu haben; und dabei paßt die Beschreibung, die der Zeuge von der Täterin gibt, ganz genau auf Sie: Wunderhübsches Gesicht, jugendliche Erscheinung, entzückend kleine Füße.“

Angeschlagte Dame: „Herr Richter, ich bekenne mich schuldig.“ (Zu-Gita.)

Geldschliches.

Eine der wichtigsten Fragen in der Volksernährung ist die nach einem billigen aber doch vollgültigen Butter-Ersatz. Diese Frage ist von Van den Bergh's Margarine-Gesellschaft — Cleve dadurch gelöst worden, daß sie ihre weltbekannte „Vitellos“-Margarine in den Handel brachte, deren Herstellungsart auch geschäftlich geschützt ist. „Vitellos“ mit feinstem frischen Rinderfett, frischem Eiweiß, Sahne und Milch verbuttert, hat nach dem Gutachten Sachverständiger gleichen Geschmack, Fettgehalt und Nährwert wie selbst die beste Butter, sie ist ebenso leicht verdaulich wie diese und infolgedessen beruhen, ein billiges Volksnahrungsmittel zu sein und zu bleiben. — Man achte beim Einkauf auf den Namen Vitellos und die Schutzmarke.

Geriebene Mandeln u. Haselnüsse.

Rosinen, Corinthen, Sultaninen, Citronat, Orangeat, Citronen, Vanillezucker, Vanillebitter, Ammonium, Bitterstoffe, Rosenwasser, Saccharin, Reiner Bienenhonig und Syrup.

Feinstes Confect-Mehl

Chocolade, garantiert rein, per Pfund 80 Pf.

Cacao per Pfund von Mk. 1.20 an.

Münchberger Lebkuchen

per Paket von 10 Pf. an empfehle

1188

D. Fuchs, Saalgasse 2, Ecke Webergasse.

Telephon 475.

Lebensmittel-Maßhaus.

Doppelmeßer 72. Telefon 3129. Glühbirnen 18. Kornmehl, 10 Pfd. 1.70 Mk., Ruchmehl, 10 Pfd. 1.50 Mk., Solo u. Vitellos-Butter, 1 Pfd. 72 Pf., 1a gewählte Bari-Mandeln, 1 Pfd. 1 Mark, 1a Salatöl, 1 Schoppen 85 Pf., Petroleum 1 Liter 15 Pf., neue türkische Pflaumen, 1 Pfd. 15 Pf., Feigen, 1 Pfd. 25 Pf., Zitronen, 10 St. 70 Pf., sowie alle Artikel zum Konfekt backen, Kokosnüsse, Haselnüsse, Ammonium, Citronat usw. 1a reines Tischwein, 1 Pfd. 45 Pf., bei 10 Pfd. 40 Pf., Rollmops 5 Pf., Heringe 10 St. 85 Pf., Äber, 1/2 Pfd. 35 Pf., Kaffee 1/2 Pfd. 35 Pf., Kaffee, reichlich geröstet, per Pfd. 80 Pf. 1044

Oberbayrisches Restaurant.

Mainz Gräfte Mainz.

Jakobsbergerstraße 6.

Ganz in der Nähe des Südbahnhofs.

Bedienung in National-Costüm. 1596

Nur prima Waren.

Geschw. Meyer.

Reellste Prinzipien.

Unser

Weihnachts-Verkauf

mit ganz bedeutender Preisermässigung erstreckt sich auf sämtliche Artikel unserer reich sortierten Lager in

Kleider- und Blousenstoffen, Weiswaren, baumw. Waren,
Echarpes und Tüchern, Coultens, Bett- u. Tischdecken,
Unterröcken, fertiger Wäsche. Schürzen jeglicher Art.

Angesammelte Reste zu Kleidern, Blousen etc.

Langgasse 9.

enorm billig.

Langgasse 9.

Denkspruch.

Das ist ein bitter Leid,
Wenn, was dein Herz erfreut,
In fremdem Garten steht,
Wo Sturm darüber weht,
Und ist keine Hand, es zu stützen —
Du aber darfst es nicht schützen.

Anna Klä.

Kleines Feuilleton.

Eine nette Submissionsblüthe ist vom Neubau der königlichen Regierung in Potsdam zu verzeichnen. Es war die Lieferung der Thüren und Fenster öffentlich ausgeschrieben, worauf 18 Offerten eingingen. Die geringste Forderung erhob die Firma Wiff in Breslau, nämlich 74,387 A, die höchste Forderung von der Firma Spinn und Reule in Berlin beträgt dagegen 160,801 A 60 S. Die Potsdamer Tischlermeister hatten alle Angebote über 100,000 A gestellt, nur der Reichstagsabgeordnete für Potsdam-Osthavelland, Tischlermeister Pauli, verlangte weniger, nämlich 88,216 A. Die Preisdifferenz zwischen dem Mindest- und dem Höchstgebot in der Höhe von 86,414 A beträgt also beinahe soviel wie das Paulische Angebot. Bei dieser Sachlage ist man gespannt, wer den Zuschlag bekommen wird.

Panik im Aachener Münster. Im Münster zu Aachen wurde dieser Tage eine Panik veranlaßt und zwar durch einen epileptischen Anfall, den eine junge Frauensperson bekam. Der durchdringende Schrei, den dieselbe dabei ausstieß, erschreckte eine andere Frau so, daß auch diese laut aufschrie. Man rief nach Wasser, andere schrien sofort Feuer, weil sie glaubten, das Wasser werde zum Löschen benötigt; wieder andere meinten, es sei ein Gewölbeeinsturz erfolgt, der Priester am Altar sei plötzlich gestorben: kurzum die Folge war, daß die im Oktogon, in den Kreuzgängen, auf den Umgängen, in den Kapellen, im Hochaltar zusammengepfropfte Menge in kürzester Zeit in heftige Bewegung gerieth. Mehrere Personen sprangen über die Kommunionbank und drangen bis zum Altar vor; die Menge im Oktogon drängte in die Kreuzgänge hinein; von den Umgängen stürmte man die Treppen hinab; Personen wurden emporgeworfen und heruntergeschleudert; das Gedränge wurde noch lebensgefährlicher, als nun auch noch Hunderte vom Eingang am Klosterplatz in die unteren Gänge sich hineinschoben, weil angeblich ein Automobil in die Scharen vor der Thür hineingefahren sei. Es war ein unbeschreibliches Gewühl. Frauen und Kinder wurden zu Boden geworfen; an einer Stelle lagen Frauen und Kinder ohnmächtig übereinander und über sie setzten die Flüchtigen rücksichtslos hinweg. Man wirft einigen Männern Robeit vor. Vier Kinder und mehrere Frauen trugen schwerere Verletzungen davon.

von, sehr viele leichtere Kontusionen, und es ist ein Wunder zu nennen, daß kein Todesfall vorgekommen ist. Beruhigungsversuche wurden vielfach gemacht; aber es zeigte sich hier wieder wie bei jeder Panik, daß die große Masse blind auf Rettung bedacht ist und auf keine Ermahnungen hört.

Die amerikanische Madame Humbert. Die amerikanische Erbschwindlerin Mrs. Chadwick aus Cleveland, über deren Millionenbetrügereien wir schon berichtet haben ist in einem New Yorker Hotel verhaftet worden. Ueber die Affäre der Hochstaplerin wird noch weiteres berichtet: Als Mrs. Chadwick am Sonntag die Wallstreet Trust Company aufsuchte, mußte sie wegen der Menschenmengen, die sich vor dem Gebäude angesammelt hatten, über die Dächer der angrenzenden Gebäude flüchten. Eine Zeitung in Cleveland behauptet, daß Mrs. Chadwick scheinbar vollständige Beweise über Aktien im Werthe von 2 Millionen Dollars beibrachte, die angeblich von Mr. Carnegie für sie verwaltet wurden. Die angeblichen Aktien befanden sich in einem gewaltigen versiegelten Kouver bei der Wade Park Banking Company, und der Sekretär dieser Gesellschaft stellte der Mrs. Chadwick eine Quittung über 5 Millionen Dollars aus. Im Besitze dieser Quittung hatte Mrs. Chadwick leichtes Spiel. Man weiß, daß viele Banken ihre Verluste, die sie durch Mrs. Chadwick hatten, verheimlichten, aus Furcht vor einem „Run.“ Die Banken von Cleveland sind besonders stark betheiligte Einer der Gläubiger ein Herr aus Boston, der Mrs. Chadwick 88,000 Pfund Sterling lieh, läßt sich nicht ausreden, daß Mrs. Chadwick wirklich so reich ist, wie man glaubte. Die Schneiderin der Mrs. Chadwick hat dagegen geklagt Mrs. Chadwick selbst stellt sich als das Opfer einer Verschwörung ihrer Feinde in der Gesellschaft hin. Die Nationalbank von Oberlin ist durch die Schwindereien der Mrs. Chadwick bereits bankrott.

Bisiten im Pensionat. Unter dem Dedmantel, russische Studenten zu sein, machten zwei Diebe Berliner Pensionate unsicher. Am Lützowplatz erzählten sie der Inhaberin einer Pension, sie hätten sich jeden an der Berliner Universität einschreiben lassen und suchten ein Zimmer mit Beköstigung. Während die Frau sie durch ihre Räume führte, führte der eine ausschließlich das Wort der zweite ging schweigend nebenher. Nachdem ein passendes Zimmer gefunden war, zog der schweigsame junge Mann plötzlich seinen Hut und empfahl sich mit dem Bemerkten, daß er sich keine Minute mehr aufhalten dürfe, da er ein Kolleg sonst veräume. Gleich darauf ging auch der gesprächige „Kommilitone“ fort mit dem Versprechen, zu einer bestimmten Vereinbarung aller Einzelheiten am nächsten Tage wiederkommen zu wollen. Die auffallende Eile erregte doch den Verdacht der Pensionsinhaberin, freilich zu spät. Als sie ihre Zimmer noch einmal durchschritt, entdeckte sie, daß die angeblichen russischen Studenten ein Portemonnaie mit 120 A mitgenommen hatten, weil sie nichts fanden.

Die Kaiserin mit ihrem Töchterchen bei den Weihnachts-einkäufen. Prinzess Viktoria Luise, die Tochter des deutschen Kaiserpaars, darf ihre Mutter täglich begleiten, wenn diese bei den bereits begonnenen Weihnachtseinkäufen ihre Lieferanten

in Berlin besucht. Ohne vorher angemeldet zu sein, fährt die hohe Frau vor, und so bietet sich oft Gelegenheit, die herrliche, von jeder Etikette freie Art zu beobachten, in der die kaiserliche Mutter ihr jetzt 12jähriges Töchterchen behandelt. Eine allerliebste Scene spielte sich dieser Tage in einem Geschäft im Centrum Berlins ab. Während die Kaiserin mit dem Inhaber verhandelte, hatte das Prinzesschen auch ihrerseits unbemerkt nicht unbedeutende Einkäufe gemacht, — Rippfiguren, die sie den Damen des kaiserlichen Hofstaates als Geschenke zubachte. Voll Stolz zeigte sie sie der Mutter. Aber diese erkundigte sich zunächst nach dem Preise. Der betrug 75 A — und 100 A hatte Prinzesschen für alle Weihnachtseinkäufe im ganzen nur mitbekommen. Das hielt ihr die Mutter nun eindringlich vor und ermahnte sie, mit dem Gelde etwas besser hauszuhalten. So leicht war die Kauflust der Kleinen indessen nicht zu überwinden — und es bedurfte längerer freundlichen Burebens, bis sie sich bewegen ließ, auf einen Theil der ausgekauften „so hübschen“ Gegenstände zu verzichten. Und das ging nicht ohne Seufzen und Bedauern ab. Der Erziehungsmethode in unserem Kaiserthum entspricht dieser kleine, an sich ja unbedeutende Zug voll und ganz, weil er zeigt, welchen Werth Kaiser und Kaiserin darauf legen, ihre Kinder frühzeitig an eine gewisse Selbstständigkeit und an die richtige Schätzung von Geld und Gelbeswerth zu gewöhnen.

Louis Zintgraff

Eisenwarenhandlung u. Magazin für Haus- u. Küchengeräte,

Neugasse 13

Telefon 239

empfiehlt als praktische Weihnachts-Geschenke:

Nickel Kaffeeservice

Thee- u. Kaffeeemaschine

reinnickel- und nickel-plattirte

Kochtöpfe u. Tafelgeräte

Weinkühler, Brotkörbe

Cabarets, Aufbauförmern

eiserne Geldkassetten

Brot- und Gebäckskasten.

Wäschemangeln

Wasch- u. Wringmaschinen

Blumentische

Palm- u. Schirmständer

Kinderschlitzen

Schlittschuhe

Werkzeugkasten u. Schränke

Laubstgokasten u. Vorlagen

Christbaumständer in grosser Auswahl.

Umtausch nach den Festtagen bereitwilligst gestattet.

Alte Emailletöpfe

werden mit Böden versehen und neu emailirt

Mauergasse 12

Wiesbadener Emailirwerk

Neugasse 3

3926

Wichtig für Raucher!

Der beste Beweis für die anerkannte Güte unserer gesetzlich geschützten Specialmarke:

Freiherr von Kleydorff

ist der, dass die Concurrenz sich fortwährend bemüht, dieselbe nachzuahmen.

Wir bitten die verehrl. Raucher genau auf den Namen „Freiherr von Kleydorff“ zu achten, und sich nicht durch minderwertige Nachahmungen irreführen zu lassen.

M. & Ch. Lewin,

Cigaretten-Fabrik „Menes“,

Wiesbaden, Webergasse 10.

Alleinige Fabrikanten der Cigaretten „Freiherr von Kleydorff“.



Feuilleton

Des Soldaten Weihnachtsfest.

Von A. v. d. Gruben.

(Nachdruck verboten.)

Auch in der rauhen Wirklichkeit des Kasernenlebens macht sich die Poesie des Weihnachtsfestes bemerkbar. Unsere blauen Jungen wollen ihren Kichbaum haben, und so öffnen sie denn den mageren Soldatenbeutel und kaufen sich korporalschaftsweise eine Tanne, die für einen reichen Deutschen unzerstörbar zum Heiligen Abend gehet.

Dann beginnt die eifrige Arbeit auf den Stuben: das Ausputzen des Baumes. Eine jede Korporalschaft will natürlich den Vogel abschlecken, und so wird fleißig darauf los geklebt, vergoldet und watliert.

Am Spätnachmittage des 24. Dezember versammelt sich die Kompagnie, die allerdings durch die Beurlaubung einer Anzahl Glücklicher erheblich zusammengeschwächt ist, auf der geräumigsten Stube des Regiments. Zwei große Bäume schimmern festlich im Glanze ihrer Kerzen, ein wunderbar heimatischer Tannenduft durchzieht den sonst so profaischen Raum und stimmt die Anwesenden festerlich und wohlwollig zugleich, denn so mancher dieser jungen Leute verbringt das höchste Fest der Christenheit zum ersten Male fern von der Heimat.

Selbst des gestrenge Gesicht des Feldwebels zeigt eine seltene Milde. Als soeben ein unglücklicher Rekrut veripst zum Antreten kam, wollte die gefährdete Kompagniemutter mit dem gewohnten Donnerwetter auf den Säumigen losfahren, aber ein Blick auf den Christbaum ließ den Tönen verhallen.

„Treten Sie ein!“ sagte er milde und die Mannschaften stritten ihren „Allen“ mit ehrlichem Erschauen ob seiner Sanftmut an.

Endlich erscheint der Kompagnieführer mit seinen Leuten, und die Feier beginnt. Unter Leitung des Battalionskommandeurs und unter dem Vorlesung des Kompagnieführers, der sich eines fröhlichen Tenors erfreut, wird ein Weihnachtslied gesungen. Dann sagt der Hauptmann einige schlichte Worte, deren militärischer Klang eigenartig mit dem Gegenstande kontrastieren, den sie behandeln, mit dem Christfest.

„Und nun, Leute, hole sich ein jeder sein Geschenk!“

Diese Worte verwandelt die in starren Reihen stehenden Mannschaften in ein fröhlich wimmelndes Durcheinander. Auf langen stichenen Tischen liegen die Geschenke, mit Namenszetteln versehen, die des Kompagnieführers schwungvolle Handschrift anweisen. Der eine erhält ein Portemonnaie, der andere eine Tabaspitze, der dritte eine wollene Jacke oder warme Strümpfe — keiner ist vergessen, selbst der schüchternste „Räpel“, dem sein Korporal so oft gemeiselt hat, daß er den Weihnachtsabend bei Vater Philipp verbringen werde.

Je nach den Mitteln, die der Kompagnie zur Verfügung stehen, erhalten die Mannschaften des Abends Punsch oder Bier. „O du fröhliche, o du feige!“ klingt es in den Räumen, in denen sonst nur die lieblichen Wesen des preussischen Unteroffiziers zu hören pflegen. Lustige Gruppen finden sich am warmen Ofen zusammen, und die beliebte Strohharmonika erklingt. Hier und da aber steht einer einsam am Fenster und starrt sehnsüchtig in die Nacht!

Die Offiziere jeden Regiments vereinigen sich ebenfalls im Kasino zu einer Weihnachtsfeier, und zwar einige Tage vor Beginn des Urlaubs. Die Vorbereitungen zu diesem Feste werden oft in die Hände eines besonderen Komitees gelegt, dessen Mitglieder sich durch besondere Talente auszeichnen. Fast jedes Offizierskorps besitzt seinen berechneten Dichter, Karikaturzeichner oder Satiriker. Diese Talente treten bei solchen Gelegenheiten in Tätigkeit und sorgen dafür, daß der Feier jene feine Zutat von Wit und gutmütigem Spott nicht fehlt, die so anregend wirkt.

Beim Schimmer der Lichter sitzen die Herren im großen Speisesaal, wie eine große Familie zusammen. Ein anheimelnder Punsch dampft in gewaltigen Behältern und läßt die Augen heller blitzen, färbt die Wangen rötlich.

Nach Tisch tritt der Leiter des Ganzen vor den Tannendbaum, unter dessen Zweigen eine Fülle verhaltener Geschenke liegen. Der maltrös de plaisir gebietet Ruhe, und die große Weihnachtslotterie beginnt, die für jeden eine Überraschung bringt. Viele die im Laufe des Jahres auf irgend eine Weise die leicht zu weckende Bitterkeit ihrer Kameraden erregt haben, erhalten schmerzhaft Gaben mit kleinen, an Anspielungen reichen Gedichten. Die allgemeine Freude wird dadurch erheblich gesteigert, daß die glücklichen Empfänger dieser kleinen Bosheiten die heiligen Texte eigenmächtig vorlesen müssen. Trotz der oft klinkenden Versätze und der nach dem Grundsatz: Reim dich oder ich frei!

Dich! geschmiedeten Reime ist der Beifall stets ein großer, besonders wenn der Betroffene ein gewisses Gefühl der Püchtheit nicht unterdrücken kann. Da erhält z. B. der jüngste Leutnant, der durch sein glattes Mädchengesicht auffällt, eine riesige Bartbinde, und der Hauptmann K., der jüngste Ehemann des Regiments, gar eine veritable Woge. Der gestrenge Oberst aber, der sich durch große Sparsamkeit bei Ertelung des Weihnachtsurlaubs mißliebig gemacht hat, erhält von einem Anonymus ein Paket Urlaubspässe zu beliebigem Gebrauch.

Erst spät des Nachts kehren die Herren dem Kasino den Rücken, ja, es soll sogar vorkommen, daß einige besonders eifrige und die Gründlichkeit liebende Christen die Feier des hohen Festes bis zum Anbruch des folgenden Tages fortsetzen. Als Märtyrer der guten Sache wanken sie im fahlen Lichte des Dezembermorgens aus der gemächlichen Weinruhe direkt in den unerbittlichen Dienst.

Am Heiligen Abend selber findet sich wiederum häufig eine kleine Schar einsamer Junggesellen am Kamin des Kasinos zusammen. Sie werden entweder durch den Dienst in der Garnison zurückgehalten, denn die gewaltige Heeresmaschinerie rätet auch während der Feiertage nicht, oder sie besitzen keine eigentliche Heimat mehr, da ihnen der Tod die nahen Angehörigen geraubt hat.

Merkwürdig! In den sonst so lustigen Räumen will am Heiligen Abend keine rechte Stimmung aufkommen. Die freundlichen Zimmer sehen plötzlich so leer und ungemütlich aus, die Herzen des Tannendbaumes schimmern so kalt und gleichgültig, die Ordonnanzmänner gehen mit müden Schritten und verschlafenen Gesichtern aus und ein.

Der Weihnachtsengel liebt die Familien und ist den Junggesellen nicht hold.

Stumm sitzen die Herren in den Sesseln und blicken ins glimmende Feuer oder in den blauen Rauch der Zigarette. Sie geben sich die redlichste Mühe, sich in Stimmung zu versetzen. Eine achtunggebietende Flaschenbatterie thronet auf dem Tisch, die ältesten Schwänke und Witze werden hervorgeholt, aber alle Liebesmühe ist vergeblich. Die Unterhaltung erlischt unmerklich, und jeder beschäftigt sich unwillkürlich mit den seltsamen Empfindungen, die sich unabweisbar melden.

Eigentümliche Gedanken kommen und gehen, so eigentümlich, wie sonst nie im Jahre. Die Vereinsamten denken zurück an die traurige Weihnachtsfeier der Kindheit im liebevollwärmenden Elternhause.

Dort der früh ergraute Hauptmann ist in seiner Ecke zusammengekauert und hat die Augen wie ein Schlummernder geschlossen. Er glaubt die weiche Stimme seines Mütterchens zu hören, die ihn früher, vor einer langen Reihe von Jahren, an jedem Weihnachtsabend zur Bescherung rief. Er vernimmt ihre zarte Hand zu fassen, die ihm einstens so liebevoll über die Stirne strich, und es tritt dem Träumenden naß in die Augen.

Ihm gegenüber sitzt ein junger Leutnant, der sich in seinem Stuhl zurückgelehnt hat und mit mühseligem Fleiß, seinem glänzenden Äußeren zur Decke emporstarrt. Seine Gedanken haben sich weit, weit entfernt. Sie sind bei einem schlanke, blonden Kinde, das fern auf dem Lande, im Schoße ihrer Familie das hohe Fest verlebte. Ob sie wohl am heutigen Abend an ihn denkt? Sicherlich! — Ein verträumtes Lächeln spielt um die Lippen des Ueberlebenden.

Er kennt sie schon seit einigen Jahren, er ist ihr gut und auch sie ist ihm keineswegs feindselig gesonnen. Dazwischen hat er Beweise. Schon oft ist in ihm der Gedanke aufgestiegen, sie zu seiner Lebensgefährtin zu machen, aber immer wieder hat er das entscheidende Wort aufgeschoben. Er will noch nicht auf die Genüsse des ungebundenen Junggesellenlebens verzichten.

Heute aber erscheint ihm plötzlich alles in anderem Lichte. Er denkt an die Kameraden, die den heutigen Abend an der Seite eines geliebten Weibes verleben. Langsam zerbricht die selbstschützende Eishülle seines Herzens und er sagt einen endgültigen Entschluß.

„Ordonnanz, Tinte und Feder!“

Die Kameraden sehen ihn verwundert an, aber er läßt sich nicht beirren.

Am Schreibtisch im Halbdunkel setzt er sich nieder und beginnt die schwerwiegende Epistel. Mehrere Briefbögen fliegen zerissen in den Papierkorb, bald ist der Anfang zu förmlich, bald zu vertraulich. Der junge Offizier wählt sich verweilt in den Paaren. Er hätte sich ein solches Schreiben nicht so schwierig vorgestellt.

Plötzlich klingt langsam und verhallend der Ton der eigenen Standuhr durchs Zimmer!

Mitternacht!

Und gleichzeitig sehen die Kirchenglocken der Stadt in vielschwingigem Chöre ein, um den ersten Feiertag einzuläuten. Der Briefschreiber empfindet mit einem Male den ganzen Zauber der Weihnacht. Die eckernen Stimmen der Gotteshäuser verkünden ihm den Anbruch des Festes der Liebe. Mutig dreht er wieder-

um zur Feder und in wenigen Minuten ist der wichtige Brief vollendet. Ohne die Seiten noch einmal durchzulesen, steckt er den eng beschriebenen Bogen ins Kuvert und macht die Adresse.

„Ordonnanz! Stecken Sie den Brief in den Kasten, aber schnell, schnell, ehe die Weihnachtslocken ausgeklungen haben!“

Er steht auf und sieht sich verwundert um. Die Kameraden sind still davongegangen, aber er kann nicht schlafen, sondern wandelt noch eine ganze Weile in dem leeren Raum auf und ab. Er fühlt es, der Weihnachtsengel ist gekommen und leitet ihm Gesellschaft. Unsichtbar sitzt er in den Zweigen des Tannendbaums und lächelt, weiß er doch die beglückende Antwort, die der Weihnachtsbrief des jungen Offiziers erhalten wird.

„Mein Jahr komme ich wieder zu Dir,“ flüstert der himmlische Bote unhörbar, und die Tannenzweige nicken so treulich und verständnisvoll.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst.

Vortrag Neumann. Mit einer unergleichlichen Willensbildung des Waldes von Fontainebleau und des berühmten Dorfes Barbizon verlebte Professor Neumann, der hier kein Fremder mehr ist, am Donnerstag seine Jubelredaktion in jene Sphäre, in der die Kunst des großen Millet entstanden ist. Redner führte die künstlerische Persönlichkeit Millets fast in völliger Isolation von der sonst in einem Äußem mitgenannten übrigen Kunstgemeinde von Barbizon vor; nur auf die Gestalt Rousseaus, den er den Johannes Millets nannte, warf er einige Streiflichter. Millet selbst bezeichnet er als eine Epigone in der französischen Kunst, doch glaubt er in dieser „Epigone“ Zukunftswerte für die deutsche Kunst zu erkennen. Millet kam früh unter die Sklaverei des leichtfertigen Pariser Modegeschmacks. Er huldigte jener leeren Repräsentationskunst, die wir Germanen mit Abscheu als das typisch französische verurteilen. Erst 1849, mit 36 Jahren, erlebte er seinen Tag von Damaskus. Er kommt in die Dorfheimat nach Barbizon, wo er bis zu seinem Tode bleibt. Der hille Wald und die einsamen Bauern sind fortan seine Umgebung. Die Mißerfolge und endlichen Erfolge, die seine Gemälde in Paris haben, kümmern ihn wenig. Er verliert sich ganz in das Studium der Natur. Die großen ewigen Vorgänge von Saat und Ernte werden das Hauptthema seiner Kunst. So entstanden die wunderbaren Werke: „Der Sämann“, „Die Heerenlese“, „Das Angelus“. Zum Schluß des an intimen Details reichen Vortrags folgten in vorzüglichen Lichtbildwiedergaben die Hauptwerke des Meisters sowie zwei ähnliche Motive behandelnde Gemälde Kalkreuths, an denen Redner in geistvoller Parallele den Gegensatz deutscher und französischer Kunstauffassung erklärte.

M. G.



Briefkasten

J. T. in S. Wird durch ein Fuhrwerk jemand verlehrt oder eine Sache beschädigt, so hat Derjenige den Schaden zu ersetzen, der das Pferd „hält“. Unter dem Ausdruck „ein Thier halten“ ist der Eigentümer oder Pächter des Thieres zu verstehen. Auch derjenige ist für den Schaden verantwortlich, welcher die Aufsicht über das Thier durch Vertrag übernimmt. Der Aufseher des Thieres, also der Fuhrmann oder Kutscher, befreit sich von seiner Haftung, wenn er nachweist, daß er die im Verkehr erforderliche Sorgfalt ausübt hat, oder daß der Schaden auch bei Anwendung dieser Sorgfalt eingetreten sein würde. In dem vorliegenden Falle ist der Eigentümer des Wagens und der Kutscher haftbar, da Letzterer das Gefährt ohne Aufsicht nicht vor der Wirtshaft stehen lassen durfte.

J. S. Billmar. Die Erben des Bräutigams, also die Mutter, ist verpflichtet, der Braut alle Kosten zu ersetzen, ebenso die Alimantationsbeträge, vorausgesetzt, daß der Nachlaß des verstorbenen Bräutigams dazu reicht.

Sicher und schmerzlos seit 30 Jahren wirkt das bewährte echte Radlauer'sche Säuerungsmitel, Nr. 60 W. Nur echt mit der Firma: Kronen-Apothek, Berlin. Depot in den meisten Apotheken und Drogerien. 88548



Ew. Stöcker, Uhrmacher.

Ausserordentliche Ausnahmepreise

für den Weihnachts-Verkauf in Uhren, Gold-, Silber- und Musikwaaren, Christbaumständern mit Musik etc.

Nur 52 Webergasse 52.

Wilh. Sulzer, Inh.: Fr. Schuck

Telephon 616

Papierhandlung,

Marktsrasse 10.

am Schlossplatz, Wiesbaden, im Hotel „Grüner Wald“.

Specialität: Schreibwaren für Geschäfts- u. Privat-Bedarf.

Luxuspapiere — Lederwaren — Schreibmaschinen.

Vertreter von J. C. König & Ebhardt, Hannover und Seidel & Naumann, Dresden.

IDEAL





Verbrannt. Man meldet uns aus Ettlingen, 9. Dezember: Hier brannte gestern das Gartenhaus des Kappenmachers Dillmann nieder. In dem Schutt fand man bei den Aufräumarbeiten die halb vertohnte Leiche der Frau Dillmann. Seine und seine waren bereits verbrannt, das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit entstellte, sodaß nur noch ein zusammengekrümpfter Rumpf vorhanden war. Wie sich das Unglück zugetragen hat, konnte noch nicht festgestellt werden.

Erdbeben. Man meldet uns aus Salzburg, 9. Dezember: Im Pongau-Gebiet fanden in der vergangenen Nacht zwischen 1 und 3 Uhr heftige Erdstöße statt. In mehreren Ortschaften erhielten die Häuser starke Risse. Dem Erdbeben folgte ein starkes Gewitter.

Dampferunglück. Flopds Agentur meldet aus Plym: Der Dampfer „Angila“, von Hamburg nach Sunderland bestimmt, ist auf den Spital Carr-Riffen aufgelaufen. Sieben Fischer sollen bei dem Versuch der Hilfeleistung ertrunken sein, nach anderen Berichten sogar elf.

Familien драма. In Genf erschöß der 27 Jahre alte Bankbeamte Jean Begger seine Frau und deren Geliebten. Nach dieser That verübte er Selbstmord.

Witwen-Verbrennung in Indien. Aus England schreibt man dem „B. A.“: Der 6. Dezember 1904 stellt einen wichtigen Gedenktag in der Geschichte Indiens dar, nämlich den 75. Jahrestag des Verbots der Witwen-Verbrennung. Man kann sich heute kaum vorstellen, was für ein muthiger Schritt es war, den

Lord William Bentinck, der damalige Gouverneur von Indien, unternahm, als er den Gesetzentwurf einbrachte und durchsetzte, denn er hatte nicht nur mit einer geradezu wüthenden Opposition der Eingeborenen zu kämpfen, sondern auch viele seiner eigenen Landsleute waren Gegner des Gesetzes, welches, wie sie meinten, gegen die religiöse Toleranz verstoße, die den Bewohnern Indiens gewährleistet sei. Diese Annahme aber war unhaltbar. Die Sitte der Witwen-Verbrennung war zwar eine sehr alte bei den Indiern, und sie beruhte auf Auslegungen gewisser Stellen in einigen den Hindus heiligen Büchern, aber die Forschungen europäischer Gelehrter stellten fest, daß sich in keinem der geheiligten Bücher eine solche Vorschrift wirklich befände. Die Sitte verbannte ihren Ursprung einer wahrscheinlich gefälschten folschen Auslegung von Seiten der Priester, und einmal zum Bestandtheil der Religion erhoben, war es selbst für die Aufklärten unter den Hindus nicht möglich, dagegen anzukämpfen. Lord William Bentincks Gesetz aber stellte jede Mitwirkung oder Aufreißung zur Witwen-Verbrennung mit der Mithäterchaft an einem Morde, auf eine Stufe, und mit der strengen Strafe, die das Gesetz dafür vorsah, verschwand die Sitte fast mit einem Schlage. Werthwüdig schnell verschwand auch die Anhänglichkeit der Hindus an die Sitte, deren Unterdrückung sie zuerst für eine Vergewaltigung hielten, und heute wird es selbst in Indien kaum jemand geben, der die Witwenverbrennung wieder eingeführt sehen möchte.

Daß das Glück sich nicht zwingen läßt, erfährt jüngst in Oldenburg eine Vereinigung von 150 Mann, die sich zu gemeinschaftlichem Lotteriespiel zusammengethan hatten. Sie waren nicht blöde und stellten Frau Fortuna zahlreiche Forderungen, indem sie möglichst viele Lose spielten, wovon sie sich zahlreiche und hohe Gewinne versprochen. Der erste Glückversuch wurde in der Gothaer Lotterie unternommen. Man bezog nicht weniger als 165 Lose und hoffte selbstverständlich auf die besten Erfolge, um sodann die Weihnachtsgewinne verdoppeln zu können. Die Spieler, die mit größter Spannung der Ziehung entgegenzogen, sind jedoch arg enttäuscht worden, denn auf sämtliche 165 Lose

entfielen nur sechs Treffer zu je 3 M., gleich 18 M., so daß jeder Spieler die Riesensumme von — 12 M. erhielt.

Ein Redakteur als Erbe. Es dürfte, wie den „Leipz. N. N.“ von Gotha geschrieben wird, gewiß nicht oft vorkommen, daß ein Redakteur aus der Mitte seines Lesepublikums heraus eine Anerkennung erhält, wie sie in diesen Tagen dem Redakteur einer Zeitung in dem Landstädtchen Tennstedt zu Theil geworden ist. Der Redakteur war vor einer Reihe von Jahren wegen Verurtheilung eines Superintendents zu einer beträchtlichen Geldstrafe verurtheilt worden. Als jetzt ein vermöglicher Landwirth in Tennstedt gestorben war, fand man in seinem Testament die Bestimmung: „Dem Redakteur N. sind, weil er so treu zu seiner Partei gestanden hat, die wegen Verurtheilung usw. entstandenen Gerichtskosten im Betrage von 110 M. aus meinem Nachlasse zu ersetzen.“

An unsere Leser

richten wir ebenso höflich als dringend die Bitte, uns von jeder Unregelmäßigkeit in der Zustellung des Blattes sofort Nachricht zu geben, da wir nur dann im Stande sind, Abhilfe zu schaffen.

Expedition des Wiesbadener Generalanzeiger.

Schlachten Sie?

und wollen eine vorzügl. schmeckende Wurst haben, so empfehle Ihnen meinen feinsten neuen **Bamberger Majoran**, sowie sämmtl. Kräuter und Gewürze **bester Qualität zu billigen Preisen.** (Größere Posten zu en-gros-Preisen). 921

Rueipp-Haus, nur Rheinstraße 59.

Vorteilhaftes Angebot

für

Weihnachts-Geschenke.

Jedes Kleid auf Wunsch in elegantem Carton.

Melierter Wollstoff	für praktische Hauskleider	: . . : das Kleid (6 Meter)	Mk. 4.50
Gestreifter Wollstoff	für praktische Hauskleider	: . . : das Kleid (6 Meter)	„ 5.40
Lodenstoff (110 breit), sehr solid	:	das Kleid (6 Meter)	„ 6.75
Crêpe (reinwollen)	in allen Farben, für Strassenkleider	. . . das Kleid (6 Meter)	„ 5.75
Cheviot (reinwollen)	in allen Farben, für Strassenkleider	. . . das Kleid (6 Meter)	„ 7.50
Kammgarn-Satin, reinwollen, in allen Farben	:	das Kleid (6 Meter)	„ 10.50
Satintuch (reinwollen)	glanzvolles und solides Gewebe, .	das Kleid (6 Meter)	„ 12.50
Waschächte Baumwollstoffe	für Wirtschaftskleider etc. zu allen Preisen.		

~~~~~ Bessere Roben in jeder Preislage. ~~~~~

## Gelegenheitskauf:

Eine schwarze Seidenrobe, glatt oder gemustert, vorzügliche, schwere Qualität, mit Garantie für gutes T a n:

12 Meter Mark: 30.—.

1685

Langgasse 20.

# J. Herß,

Langgasse 20.

## LOKALES

Wiesbaden den 10. Dezember.

• **Mainzer Karneval.** Die Stadtverordnetenversammlung hat den Mietpreis der Stadthalle für die Abhaltung karnevalistischer Veranstaltungen von 4000 M. auf 6000 M. erhöht, da der Verein sich nicht dazu entschließen konnte, am nächsten Rosenmontag einen Festzug zu veranstalten. Da in dieser Karnevalssaison auch die regelmäßigen Freitagssitzungen ausfallen, so werden in der Hauptsache nur eine große Herrenfeste, eine Damen- und eine große Fremdenfeste abgehalten werden. Die üblichen Bälle und Karnevalsconcerte fallen natürlich nicht aus.

• **Vogelausstellung und Prämierung.** Die in den Tagen vom 10. bis 13. Dezember stattfindende Vogelausstellung nebst Verlosung veranstaltet vom Vogelschutzverein „Canaria“ Wiesbaden in den oberen Räumen des Kathol. Leisevereins, Luisenstraße 27a wurde heute eröffnet. Die Ausstellung ist reichlich besetzt mit echten Gesangs- und Nistvögeln und auswärtiger Vögel, unter welchen sich sehr wertvolle Exemplare befinden. Ferner sind von Fabrikanten hier und auswärts alle erdenklichen Vögel für Fuch und Pflege, sowie Sammler und Ersatz-Buttermittel in den Räumen aufgestellt. Die munteren Sänger, deren Gefieder in den verschiedensten Farben schillert, lassen unaufhörlich ihre wohlthuenden Weisen ertönen und man glaubt bei Betreten des

Saales sich plötzlich in den Frühling versetzt, wozu ganz besonders ein schönes Arrangement von Vogelständern, Blumentischen nebst Bierpflanzen der Firma Konrad Krell Lannusstraße beiträgt. Die Prämierung hatte folgendes Ergebnis: 1. Für edle Gesangs-Kanarien. Schumbert-Frankfurt erster Ehrenpreis und goldene Medaille, Schädel-Frankfurt 2. Ehrenpreis. Vender-Frankfurt 3. Ehrenpreis. Lehner-Wiesbaden 4. Ehrenpreis. Peter-Wiesbaden 5. Ehrenpreis. Weingand-Mainz 6. Ehrenpreis. Wunder-Mannheim 7. Ehrenpreis. Helbing-Frankfurt 8. Ehrenpreis. Jüngst-Frankfurt 9. Ehrenpreis. Löw-Offenbach 10. Ehrenpreis. 2) Für Nistvögel und Futtermittel: Fabrikant Sch. Leichter-Wiesbaden (Einschauer, Hecksche und Nistkörbechen.) 1. Preis und silberne Medaille, Firma Sch. Schindling-Wiesbaden (Sammler und Käfige) 1. Preis und silberne Medaille, Firma Scheibler-Wiesbaden (für schöne Vogelzucht und Schutz-Nistvögel) 2. Preis, Reppner-Wiesbaden (Vogelzucht und Futtermittel) 1. Preis und silberne Medaille. Oskar Blumberger u. Co. Leipzig-Wohlitz (für Ei-Butter mit Dr. Lehmanns Pflanzen-Nährsalz-Extrakt) 2. Preis. Ein Verkaufsmarkt von Gesangs-Kanarien, sowie Hilfsmittel jeder Art ist gleichzeitig errichtet und wird Freunden und Liebhabern der gesiederten Sängervogel bestens empfohlen. Die Verlosung findet am Dienstag den 13. Dezember statt und sind Lose in dem Ausstellungslokal zum Preise von 50 A erhältlich. Eine reiche Beteiligung hieran ist dem Verein sehr zu gönnen, indem er sich einer ehren Aufgabe, dem Vogelschutz, schon seit Jahren widmet. Ein Besuch der Ausstellung ist zu empfehlen.

• **Evangelischer Verein.** In der kürzlich hier abgehaltenen Generalversammlung des „Ev. Vereins für den Regierungsbezirk Wiesbaden“ wurde beschlossen, die Barüberbrücke des Kolportagevereins (Herborn) dem Vorstand des Ev. Vereins zur freien Verwendung zu überweisen. Dieser Uebertrag beträgt dieses Jahr 2000 M. In Betreff des vom Ev. Verein unterhaltenen Rettungshauses wurde mitgeteilt, daß eine Verlegung desselben an einen anderen Ort des Bezirks vorerst nicht geplant sei. Zwar wären die Beiträge zu Kanal- und Straßenbaukosten an die Stadt Wiesbaden (43,000 M.) sehr hohe, jedoch mit den in Aussicht stehenden Erweiterungsbauten an 100,000 M. aufzubringen seien, doch dürfte diese kaum eine Rolle spielen, da das Gelände des Rettungshauses in den Fluchtlinienplan der Stadt falle und der Werth desselben ungeheuer steigend sei.

• **Die Tanzschüler des Herrn Heinrich Schwaab** halten morgen Sonntag von Nachmittags 3 Uhr im Saale des Restaurants Schützenhaus, „Unter den Eichen“, Vesper Herr Ritter, ein großes Tanzvergnügen, verbunden mit Tombola ab.

• **Der Gesangsverein Liederfranz** hält heute Nachmittag 4 Uhr eine Unterhaltung mit Tanz bei seinem Mitglied Daniel (zur Walblust, Platterstraße) ab.

• **Das verschluckte Zweimarkstück** von dem wir in der Donnerstagsnummer berichteten, ist nach 4 Tagen auf ganz natürlichem Wege wieder zum Vorschein gekommen. Das 10jährige Kind dem der Unfall des Verschluckens passierte, befindet sich sehr wohl und hat auch in der Zwischenzeit kaum nennenswerthes Unbehagen gespürt. Zimmerlin war die Geschichte nicht ganz gefahrlos.

## Marburg's Schwedenkönig, bester Magenlikör.

Friedrich Marburg, Wiesbaden, Neugasse.

768

## Weihnachtskaffee

per Pfund Mk. 1.60.

Zu den bevorstehenden Festtagen

liefern ich, wie alljährlich, zu neberstehendem Preise bis inklusive Neujahr einen ganz vorzüglichen Qualitäts-Kaffee und lade alle Kenner und Liebhaber einer guten Tasse Kaffee zum Einkauf höflichst ein. 1471

**A. H. Linnentohl.**

Erste und älteste Wiesbadener Kaffee-Rösterei mit elektrischem Betrieb.

Ellenbogengasse 15.

Telefon No. 94.

Gegründet 1852.



### Künstlerische Weihnachts-Geschenke.

Die hervorragendsten Lagerbestände der Firma

Professor

**Ludwig von Rößler**

Kunstgewerbliche Anstalt

WIESBADEN, Mauritiusstraße 8

werden zur Weihnachtszeit unter dem reellen Werthe dem Verkaufe ausgelegt und ist künstlerischen Herrschaften Gelegenheit geboten, werthvolle

**Gemälde und Porträts**

in Oel und Aquarell

(Originale von Professor Ludwig von Rößler) ferner

**Bilder- und Spiegel-Rahmen**

in künstlerischer Ausführung, modern und antik, nach eigenen Entwürfen, sehr preiswerth zu erwerben.

Zur Befichtigung der im Laden des Herrn

**B. v. Santen, Mauritiusstraße 8**

ausgestellten Muster wird ergebenst eingeladen.

### Verloren

ein N. braunes Portemonnaie mit Inhalt am Mittwoch Abend auf dem Wege Marktstr. Langgasse. Gegen gute Belohnung abzugeben. Röderte, 6. Part. 1671

### Weihnachtsgeschenk!

Für 25 Mark ist zu verkaufen: 1674

### Jäger's Weltgeschichte

in 4 Bänden, tabellarisch gehalten. Röderte in der Ernd. d. Bl. 1674

• **Stummstraße 54, Stb. 9 St.** • erhält anständiger Mann 1672

• **Gaus m. Wirtschaft in pr. Lage** • zu ver. Offert. unt. J. H. 1679 an die Exp. d. Bl. 1670

• **Vereinshof, 150 Berl. Fass.** • in Mitte der Stadt, für dauernd, ev. für einzelne Tage zu vermieten. Näh. Kaiser-Friedrich-Ring 31, 3. 1669

• **N. Schwalbacherstr. 10, großer** • Laden mit Wohnung und 300 Q. Mtr. Lagerraum, ganz ed. gerichtet zu verm. Näh. Kaiser-Friedrich-Ring 31, 3. 1668

• **Wiesenberg 1, schön, belle** • 2 Zim.-Wohn. m. Zubeh. 1 Zim. m. Küche u. 1 Zim., groß und hell, zu verm. 1667

### Ruhigung

farrenweise abgegeben 1666

• **Stummstr. 31.** • 1 möbl. Zimmer m. 2 Betten zu vermieten Hermannstraße 1 2 St. 1661

• **M. 10-30,000 a. 2. Hypoth. v.** • M. Selbstg. gel. Off. u. G. 100 an die Exp. d. Bl. 1663

• **M. 10,000 a. 2. Hypoth. mit** • M. 20. 50 A Nachl. abzug. Off. u. H. 20 a. d. Exp. d. Bl. 1665

• **M. 30,000 a. 1. Hypoth. gel.** • M. Offert. u. D. 15 an die Exp. d. Bl. 1665

• **3 zu ver.:** 1 ger. abg. Festung, 1 ger. Kinder-Wänschen mit Lade, 1 Kinder-Elektro-Maschine 1666

• **Philippserg. 17/19,** • 8. St. r. 1666



### Das Beste auf dem Markt! Patent-Rund-Kopf-Glühkörper

unterscheiden sich von allen anderen Fabrikaten durch ihren faltenlosen runden Kopf,

was eine höhere Lichtstärke u. grössere Widerstandsfähigkeit

gegen Erschütterungen gewährleistet. D. R. P. Probe-Dttd. franko überallhin Mk. 4.25

No. 132094. gegen Nachnahme. **Gasglühlicht-Special-Geschäft „Hassia“**

Frankfurt a. M.,

Rothschild-Allee 45.

Wiederverkäufer gesucht. 1707

Bei **Krüger & Co.** in Leipzig 22 erschien soeben:

**Die Verhütung des frühen Alterns**

und die Verlängerung des Lebens, von Dr. H. Weber, London. Geb. Mk. 1.50; geb. Mk. 2.

— Reiche Erfahrungen eines 81jähr. Arztes. —

Ferner senden nach Wahl gratis Antiquar. Bücherkataloge über: Handels- u. Sprachwissenschaft - Geschichte - Geographie - Kultur- u. Sittengesch. (Revolution, Liebe, Ehe etc.) - Naturwiss. (Haus- u. Landw.) - Medizin - Homöopathie - Spiritismus - Theologie - Philosophie - Pädagogik etc. 188

Bücherangebote (mit Rückporto) behufs Ankaufs erbeten.

**Die besten und haltbarsten** schwarz-wollenen Kinder- und Damen-

**Strümpfe**

kaufen Sie in reichhaltigster Auswahl und in allen Preislagen am billigsten in dem Strumpfwarenhause von

**L. Schwenck, Mühlgasse 13.**

Gegr. 1873. 7895

• **Stummstr. 31.** • 1 möbl. Zimmer m. 2 Betten zu vermieten Hermannstraße 1 2 St. 1661



Nr. 290.

Sonntag, den 11. Dezember 1904.

19. Jahrgang

## Edda Geerborg.

Roman von B. Riedel-Ehrens,

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Jürgen Haller strich nervös den schwarzen Schnurrbart. „Ich verzichte auf jede Verteidigung, weil es vergeblich wäre, dir in deiner gegenwärtigen Gemüthsverfassung eine Erklärung über die Idee zu geben, welche der Arbeit zu Grunde liegt.“

„Eine matte Verteidigung, die mich darauf bringen läßt, die Erklärung deiner vielversprechenden Idee zu hören. Ja, ich besitze das Recht, sie zu fordern und ich fordere sie, wenn du nicht willst, daß ich dein Werk zertrümmere!“

Sie hatte einen in der Nähe liegenden Hammer ergriffen und machte Miene, ihn dem Stein zu nähern —

„Um Gottes willen, hüte dich! Es würde uns auf ewig trennen!“

„So gib mir die Erklärung!“

Jürgen Haller war leichenblass geworden, während sein düsterer Blick sie streifte; Dina stand, den Hammer in der erhobenen Hand — die Brust wogte heftig und auf den Wangen glühten zwei rothe Flecken. Da umspannte er ihr Gelenk mit festem Griff und zwang sie, sich niederzusetzen.

„Ich glaube wahrhaftig, du wärest eines solchen Vandalismus fähig!“ sagte Jürgen Haller. „O, wie grauenhaft doch die Furie der blinden Eifersucht ein Weib entwürdigt und entstellt! Du willst es also nicht anders, gut, so sei dein Wunsch erfüllt. Ja, du hast recht gesehen, jener Marmor soll die Verwirklichung des Ideals werden, das ich mit geistigen Augen schon tausendmal geschaut habe — ich meine, das ideale Bild des Kindes, das ich ersehnte, mit dem meine Phantasie sich unablässig beschäftigt und gab ich ihm die Züge Edda Geerborgs, so geschah es, weil ihre Ruhe und das echt weiblich stolze und edle Gemüth mir am geeignetsten erschien, die Züge des Kindes zu tragen, wie mein Genius es sich geschaffen! Das ist die harmlose Geschichte dieser Arbeit.“

Die heißen Flecke auf Dinas Antlitz waren einer fahlen Blässe gewichen — umsonst rang sie sekundenlang nach Worten — Jürgen Haller hatte schonungslos den wunden Punkt berührt.

„Du nennst die Geschichte harmlos!“ stieß sie endlich tonlos und bebend hervor, „ohne zu bedenken, daß sie das offene Geständniß deiner Liebe zu — zu — der anderen enthält! Du scheuest dich nicht, dem Kinde, das dir zu schenken mir leider bisher verweigert war, die Züge einer Geliebten zu geben und an dem sündhaften Werk in meinem eigenen Hause zu schaffen. Das ist ein Affront, der mich so über alle Maßen in meinen heiligsten Empfindungen verletzt, daß ich zu meiner Rechtfertigung die Zerstörung des Sündenbildes verlange.“

In Jürgen Haller tobte eine rasende Wuth, doch anscheinend gleichmüthig zuckte er die Achseln.

„Thue es denn! Wenn das Werk, an dem meine ganze Seele hängt, dir ein Dorn im Auge ist und du feige und verstockt genug bist, es deiner Rachsucht zu opfern, dann zerstöre, was ich schuf — mich aber siehst du dann nicht wieder.“

Er stürmte hinaus und schallend fiel die Thür hinter ihm ins Schloß.

Krampfhaft zerknitterten Dinas Finger die Kanten ihres Kleides, jeder Nerv an ihr zitterte vor leidenschaftlicher Erregung. Ach, er ahnte jedenfalls nicht, wie tief sie sich verletzt fühlte! Ihrem Kinde, um das sie so heiß und so vergebens gesehnt, das auch sie heimlich in erhofftem Mutterglück mit allen Vorzügen der Schönheit Jürgens geschmückt — hatte er die Züge Edda Geerborgs gegeben und damit gestanden, daß er in ihr das Ideal der Weiblichkeit zu finden geglaubt.

Und ihrer nicht mehr mächtig, sprang Dina auf, ergriff den am Boden liegenden Hammer und wollte, zum Schläge ausholend, auf das Bild eindringen, als eine Bewegung sie stutzig machte; dort, in dem am Pfeiler hängenden venetianischen Spiegel war ihr eigenes Bild sichtbar geworden — das Gesicht verzerrt, entstellt, häßlich bis zur Grimasse, ein lebendiger Hohn auf jenes edle, klassisch ruhige Antlitz dort, das er so offenkundig bewunderte. Beschämt, gedemüthigt bis zum Neukersten, warf sie das Werkzeug fort, ließ sich auf das Eisbärenfell am Boden nieder und versank in dumpfes Brüten.

Unausprechliches durchwogte Dina und dazwischen klarer und klarer immer wieder das eine, früher schon unbestimmt Gedachte — die Rache; um ihrer verschmähten, gekränkten Liebe willen wollte sie sich an ihm rächen mit besonderer Rache; so wie sie jetzt hier lag, zitternd, zertreten, außer sich vor Verzweiflung, sollte auch er einst empfinden, aus Liebe zu ihr — und das sollte die Stunde der Genußthuung und Rache sein! — Ja, im Weibe lag die geheimnißvolle Macht zu dem Unentbehrlichen, Unglaublichen — Edda Geerborgs Bild sollte in ihm verblassen und nach ihr, Dina, sollte er sehnend die Arme breiten. Und sie fühlte diese weibliche Macht in sich groß und stark werden.

Die laute Stimme Lothars weckte sie.

„Ich habe dich gesucht, Dina! Jürgen rannte wie ein Besessener an mir vorüber, natürlich habst ihr euch wieder gezankt.“

Dina war aufgestanden und bemüht, die Spuren des heftigen Austrittes aus ihrem Neukern zu verwischen.

„Einer unbedeutenden Sache wegen“, entgegnete sie ausweichend, „übrigens wird es von nun an nicht wieder vorkommen, die fortwährenden Austritte führen ja doch schließlich zu nichts.“

Lothar war viel zu sehr mit seiner eigenen Angelegenheit beschäftigt, um des auffällig raschen Wandels im Wesen seiner Schwester Erwähnung zu thun.

„Gottlob, daß du das endlich einsiehst“, entgegnete er, seine Zigarre fortwerfend und sich zu Dina setzend. „Jürgen ist ein ganz guter Kerl, man muß ihn nur zu nehmen wissen, und dein Benehmen, nimm es mir nicht übel, Dina, war bisher dazu angethan, ihm das Leben zur Hölle zu schaffen! Doch, was ich sagen wollte, ich habe dich gesucht, um wegen einer kleinen Angelegenheit mit dir zu reden.“

„Muß es jetzt sein, Lothar? Ich bin eigentlich nicht in der Stimmung, über gleichgiltige Dinge zu verhandeln.“

„Bardon, sie ist für mich nicht gerade gleichgiltig“, erwiderte er, bestrebt, seine leichte Verwirrung zu verbergen, „es betrifft das junge Mädchen — Jenny.“

Dina muß den Bruder mit befremdetem Erstaunen vergehe, daß ich mich in der jenen Lage befinde, dich mit der dummen Geschichte zu behelligen", fuhr er mit erzwingender Unbefangenheit fort, „aber es geht nicht anders, — eine kleine Affäre, wie sie einem jungen Offizier alle Tage passiren kann. Ich lerne nämlich das Mädel schon vor vier Jahren kennen und hatte damals ein gewisses Faible für sie gefaßt, ohne selbstverständlich an eine Heirath zu denken — das ist ja bei solchen Verhältnissen ausgeschlossen. Nach Mädchenart scheint sie jedoch die Sache ernster genommen zu haben, als mir lieb ist, — dazu das unglückliche Wiederbegegnen hier bei euch — — —"

„Kam sie auf deine Veranlassung in unser Haus?" unterbrach ihn Dina.

„Bewahre, wo denkst du hin, ich würde mich gehütet haben, da war der reine Zufall im Spiele. Es ging ihr schlecht, wenn ich mich recht erinnere — sie wahr wohl krank gewesen und zu schwach zu einem aufreibenden Berufe, da las sie deine Annonce, ohne zu wissen, daß Frau Jürgen Haller meine Schwester war, meldete sich und hatte Glück."

„Ich verstehe; du hattest ein Verhältniß mit Jenny und möchtest dich jetzt ihrer entledigen, weil sie dir bei deiner neuesten Flamme, Susanne Geerborg, lästig zu werden droht."

„Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen", sagte Lothar mit forcirtem Lächeln, „allerdings, so ist es, Dina; du begreifst, diese albernern Beziehungen müssen aufhören und deshalb möchte ich dich bitten, das Mädel zu entlassen."

„Hast du ernste Absichten auf Susanne Geerborg? Nach dem, was ich bemerkte, scheint sie es zu glauben!"

„Ich bin darüber noch nicht ganz mit mir im klaren — wer die Dreißig einmal erwischt hat, wird vorsichtig bei der Wahl einer Frau! Sie gefällt mir, wie bisher noch keine andere; es könnte also sehr wohl sein, daß ich mich entschließe, attention! Zuvor muß jedoch die Geschichte mit der kleinen Rausch erledigt sein — also du kündigst ihr?"

„Wie herzlos doch ihr Männer alle seid, wenn es gilt, eure eignen Interessen zu verfolgen!" sagte Dina geringschätzend. „Unter diesen Umständen bin ich freilich gezwungen, ihr zu kündigen, und zwar auf der Stelle, aber ich thue es sehr ungern! Bei mir hat Jenny sich als ein höchst anständiges, fleißiges Mädchen benommen, ihr stilles Wesen war mir sympathisch, und unerklärlich ist es mir, daß sie zu einer so ansichtslosen Liebslei mit dir sich hinreißen ließ!"

Lothar, der dem mißtrauisch prüfenden Blicke Dina's auswich, heuchelte eine Gleichgiltigkeit, die er in Wahrheit nicht empfand.

„Diese Art Mädchen sind alle sentimental und bilden sich nach ein paar freundlichen Worten ein, daß man sie heirathet", sagte er. „Lächerlich! Die Sache ist ja im Grunde gar nicht so vieler Worte werth — sie wird fortgeschickt und eine andere kommt. Heute gibt es doch genug."

„Das wohl, doch nicht von der Art Jenny's; — ich misse sie ungern, das arme Geschöpf!" erwiderte Dina. „Genug, die Sache ist erledigt, am ersten Juni geht sie. Ich möchte jetzt an Mama schreiben."

Erleichtert verließ Lothar das Atelier. Die Beziehungen zu Jenny mußten endgiltig ein für allemal gelöst werden, und das geschah am nachdrücklichsten, wenn sie Soran verließ.

Er ging in das Hotel zum Schwan, wo er die Zeitungen zu lesen pflegte, und unterwegs überkam ihn eine frohe Stimmung. Was hinderte ihn im Grunde, die Hand nach Susanne Geerborg auszustrecken, da sie ihm pakte wie kaum eine zweite auf der Welt! Er verlangte ein unbedingtes Entzücktsein über alles, was ihn betraf, ein Entgegenkommen seinen leisesten Wünschen gegenüber, und so war es nicht zum wenigsten ihr weiches, schüchternes Wesen, was ihn bestimmte, sich eine demüthig anbetende Frau in Susanne zu sichern.

Sein Weg führte ihn am Friedhofe neben der Kirche vorüber, als er, einen Wied nach dort werfend, zwischen den Hügelreihen, wo Christian Geerborg's Grab sich befand, eine schwarzgekleidete junge Dame bemerkte, Susanne. Gleich danach befand er sich an ihrer Seite.

„Schon wieder hier, mein armes Kind? Ich bat dich doch so dringend, diesen düstern Ort zu meiden, der die laun verarbeiteten Wunden wieder von neuem bluten läßt."

„Ich kann nicht anders, Lothar, die Reue über meine Sünde treibt mich, an seinem Grabe zu beten; es ist so furchtbar, nie mehr Verzeihung von ihm zu hören für das, was ich that."

Die herabhängenden Hände gefaltet, das Haupt gesenkt, stand sie an dem Hügel, den die welken Kränze bedeckten; ein Bild, so rührend in seiner schmerzgegebenen Gebrochenheit, daß Lothar sie entzückt mit den Augen fast verschlang.

„Mein armes Lieb, willst du mir nicht anvertrauen, worin deine Sünde, an die ich nicht zu glauben vermag, bestand?" bat

er schmeichelnd.

Sie schlug die dunklen Wimpern vorwurfsvoll zu ihm auf, daß er so fragte.

„Aber ich täuschte und hinterging ihn doch!"

„Durch — unsere Liebe?"

Susanne nickte stumm.

„Aber, Liebbling!" rief er hingerissen. „War es denn Sünde, als ich dir an dem Nachmittage, wo du mit deiner Mutter bei uns warst, meine Liebe gestand und dich bat, mich am folgenden Tage in den Anlagen des Strandhotels zu treffen, wo wir eine Weile auf und ab gingen?"

„Du küßtest mich zuletzt —", hauchte sie gluthot vor Scham und Verwirrung — „und ich ließ es geschehen, ich konnte nicht anders und war so selig. Und als Abends der Vater mich fremdlich fragte, wo ich denn so lange gewesen sei, belog ich ihn, Lothar, sagte, bei einer Bekannten, und er glaubte es anstandslos. O, wie abgrundschlecht ich mir da vorkam, — aber gestehen durfte ich es ihm doch nicht!"

Eine Thräne floss langsam über ihre Wangen. Bewegt nahm Lothar Susannes Hand, legte sie sanft auf seinen Arm und führte die Geliebte aus den Gräberreihen fort in die zum Ausgang führende Allee, deren tiefhängendes Weidengezwieg im Abendwinde schauerte. Sie fühlte das leise Erbeben ihres Körpers, und die Trostlosigkeit, die aus ihrem ganzen Wesen sprach, ließ ihn den Rest der erwägenden Vernunft vergessen.

„Wenn du denkst, mein Liebbling, dich so arg durch die Liebe zu mir gegen deinen guten Vater vergangen zu haben, dann wollen wir doch beide bemüht sein, es wieder gut zu machen! Wird es dich beruhigen, wenn wir uns jetzt hier geloben, einander für immer anzugehören, ja, Liebbling, willst du mich so tief beglücken und meine Braut sein?"

Aber zu Lothar von Döllingens größter Verwunderung bezogte Susanne nichts von dem überschwänglichen Entzücken, das er erwartete; sie machte sich sanft von ihm los.

„Ich kann nicht, Lothar, vergiß. Es widerstrebt mir zu sehr, dies Glück mit dem Bewußtsein zu durchkosten, daß mein Vater, den ich betrog, dort kalt und todt unter dem Hügel ruht, — ich will dafür büßen, mein Gefühl sagt mir, daß ich es muß."

„Aber, Geliebte", äußerte er bestürzt, „ist das nicht zu weit gegangen, und verleitet dein Ueberschmerz dich nicht zu einer Ungerechtigkeit gegen mich und dich selbst?"

„Ich kann nicht anders", beharrte sie.

„Susanne", stieß er verlegt und leidenschaftlich hervor, „war das, was du gethan, nicht so natürlich, daß dein liebevoller Vater dir in Wahrheit nie deswegen gezürnt haben würde? Komm, sei verständig, trockne deine süßen Augen und sieh mich lächelnd an, ich will mein Liebchen schön und strahlend sehen, nicht von dieser dumpfen Trauer geküßt — ich liebe dich, Susanne, und meine Liebe soll die Macht besitzen, deinen Schmerz zu scheuchen."

(Fortsetzung folgt.)

## Aufgaben und Räthsel.

Nebst.



### Auflösungen aus voriger Nummer.

#### Buchstaben-Quadrat.

S e i l b r o n n  
M e i n i n g e n  
F e l d l i r c h  
B u r g s t ä d t  
S c h l o c h a u  
F r i e d l a n d  
H r a u s t a d t  
P l a t t l i n g  
S t r a l l u n d

Helgoland.



## Rücksichtslos.

(Nachdruck verboten.)

Der Stammtisch war heute Abend sehr gut besucht. Die ordentlichen Mitglieder waren vollständig vertreten, und außerdem hatte sich eine Anzahl von Ehrenmitgliedern und Gästen eingefunden. Dementsprechend war auch die Unterhaltung eine ziemlich lebhafte geworden. Sie drehte sich gerade um die Reichstagswahlen, und als im Zusammenhange damit der Amtsgerichtsrat Regenwurm den bisherigen Präsidenten des Reichstags erwähnte, fiel ihm Professor Trommler in die Rede:

„Warum sprechen Sie den Namen mit dem Ton auf der ersten Silbe? Der Mann heißt Ballestrem, mit dem Ton auf der zweiten Silbe.“

Diese Behauptung Trommlers rief eine erregte Debatte hervor. Die einen meinten, die Aussprache Regenwurms sei die richtige, während andere dem Professor zustimmten.

„Sie sehen, meine Herren,“ warf der als Gast anwesende Leutnant von Pettwitz ein, „wie sehr in dieser Frage die Meinungen geteilt sind. Es ist überhaupt ein eigenes Ding um die Aussprache. Sie werden es vielleicht nicht zugeben wollen, aber wir haben ein Wort in der deutschen Sprache, das von allen, selbst von den gebildetsten und gelehrtesten Leuten, niemals richtig, sondern immer falsch ausgesprochen wird.“

„Unförm!“ sagte Trommler.

„Was sollte das für ein Wort sein?“ meinte Regenwurm.

„Da bin ich doch auch neugierig,“ bemerkte Doktor Weise.

„Ich habe mir ja gedacht, daß ich mit meiner Behauptung auf Widerspruch stoßen würde,“ entgegnete Leutnant von Pettwitz auf die Zwischenrufe. „Aber an der Tatsache ist nicht zu zweifeln. Das Wort „förm“ wird von allen Leuten immer falsch ausgesprochen. Das können Sie doch nicht bestreiten.“ Dabei setzte der junge Vaterlandsverteidiger die Miene eines Feldherrn auf, der gerade eine entscheidende Völkerschlacht gewonnen hat.

Einige Augenblicke herrschte dumpfes Schweigen an der Tafelrunde. Ein aufmerksamer Beobachter hätte wahrnehmen können, wie auf den Gesichtern der Stammgäste die verschiedensten Gefühle miteinander kämpften. Dann reckte sich der Schriftwart Doktor Weise zu seiner ganzen Größe auf, tat einen langen Zug aus seinem Bierkrug und sagte: „Herr Leutnant von Pettwitz! Wenn Sie etwa glauben sollten, daß die Ihnen an unserem Stammtisch erwiesene Gastfreundschaft Sie berechtigt, Ihre faulen Kalauer bei uns abzusetzen, so muß ich Ihnen doch erklären, daß Sie sich in einem bedauerlichen Irrtum befinden. Das Vorrecht, schlechte Witze zu machen, besitzen ausschließlich die ordentlichen Mitglieder des Stammtisches. Zur Strafe haben Sie jetzt „einen Ganzen“ zu trinken.“

Leutnant von Pettwitz leerte sein Glas in einem Zuge, verbeugte sich mit starrer Grandezza und erwiderte:

„Verzeihen Sie, daß ich mit den Gepflogenheiten des Stammtisches noch nicht so vertraut war. Aber ich werde mir solche Rücksichtslosigkeit nicht wieder zu Schulden kommen lassen.“

„A propos, Rücksichtslosigkeit! Da muß ich den Herren doch eine Geschichte erzählen, die mir vor einigen Tagen passiert ist,“ rief Sanitätsrat Dr. Kampmann vom anderen Ende des Tisches herüber. „Ich hatte den Nachmittag in meiner Klinik mehrere schwere Operationen in der Narkose ausgeführt und war ganz müde und abgespannt spät Abends nach Hause gekommen. Es war ein Hundewetter, halb Schnee, halb Regen. Ich beschloß deshalb, zu Hause zu bleiben, und legte mich gegen elf Uhr zu Bett. Kaum war ich im ersten Halbschlaf, als ich durch das Telephon aufgeschreckt wurde. Ich sprang auf und eile zum Apparat, weil ich fürchtete, bei einem der Operierten könnten vielleicht Komplikationen eingetreten sein.“

„Hier Doktor Kampmann. Wer dort?“

„Ach, lieber Sanitätsrat. Ich bin, ganz außer mir. Ich ...“

„Wer ist denn dort?“

„Hier Frau Rechtsanwält Steinfeld.“

„Nun, was gibt's denn, gnädige Frau?“ fragte ich zurück.

„Ich bin nämlich Hausarzt beim Rechtsanwalt.“

„Ach, lieber Sanitätsrat. Unser Baby ...“

„Nun, was ist's mit ihm?“

„Ich weiß nicht. Aber seit zwei Stunden schreit es fortwährend und ist gar nicht zu beruhigen. Ich kann nicht herausbekommen, was ihm fehlt. Ich bin schon ganz aufgeregt. Es schreit und schreit immerzu. Ich fürchte, es ist ernstlich krank.“

„Zeigt es denn irgendwie bedenkliche Symptome?“

„Das kann ich nicht sagen.“

„Sind Fiebererscheinungen vorhanden?“

„Gar nicht. Aber dieses Schreien. Ich weiß mir gar nicht zu helfen.“

„Na, es wird nicht schlimm sein. Vielleicht ist das Kind hungrig?“

„Hungrig? Daran habe ich noch nicht gedacht, Herr Doktor.“

Dann wurde abgehängt, und ich froh beruhigt in mein Bett zurück. Eine Viertelstunde später, kaum daß ich wieder eben eingeschlummert war, beginnt die Telephonklingel aufs neue zu läuten.

„Hier Doktor Kampmann. Wer dort?“

„Hier Frau Rechtsanwält Steinfeld. Sind Sie selbst am Telephon, Herr Sanitätsrat?“

„Jawohl. Es ist doch nicht schlimmer geworden mit dem Baby?“

„Nein, Gott sei Dank. Ich wollte Ihnen nur sagen, Sie hatten recht. Es war mir hungrig. Jetzt schläft es ganz fest. Gute Nacht, lieber Sanitätsrat!“

Ich hing den Hörer an den Haken und stieg dann ein „Donnerwetter“ aus, so kräftig, daß die Wände an zu zittern fingen.“

„Prost, Herr Sanitätsrat!“ erklang es von allen Seiten.



**Mit Ludwig XVIII. 1815 nach Paris zurückkehrte.** Erlebte er eine Nacht in St. Ouen, dem Schlosse der berühmten Gräfin Potocka. Percy, der aus verschiedenen Familienarchiven die Biographie der Gräfin zusammengestellt hat (Une grande dame au dernier siècle) erzählt darüber folgendes Abenteuer: In dieser Nacht war er nicht sonderlich bewacht. Dem Herzog von Berry war für diese Nacht das Kommando über die Schloßwache übertragen; dieser aber hatte ein Rendezvous mit Fräulein Virgine Le Tellier, einer bekannten Tänzerin an der Oper, verabredet; die Ehre, seinen König zu bewachen, paßte ihm also ganz und gar nicht. Kurz entschlossen, übertrug er in einer Art und Weise, die weder Widerspruch erwartete noch duldete, dem Marschall Oudinot das Kommando. Der Marschall erwidert nichts; aber nachdem der Herzog sich entfernt hat, wendet er sich verdrießlich an den Kommandanten der Nationalgarde mit der Bemerkung, daß es ihn sehr ärgere, hier bleiben zu müssen; er habe seine Frau lange nicht gesehen und sich schon auf das Wiedersehen auf heute Abend gefreut. „Wahrhaftig, Sie müssen das Kommando an meiner Statt übernehmen.“ Alle Einwendungen widerlegt der Marschall, und Nummer drei hat das Kommando. Er besorgt alles auf das Beste, geht die Posten ab, schießt die Runden aus, und wie alles geheißen, fühlt er eine große Müdigkeit und kommt auf den sehr richtigen Gedanken, warum er der Einsaltspinsel sein solle, sich zu quälen, während die anderen es sich bequem machen; er ruft einen der Obersten der Linie, auf den er sich verlassen kann, und begrüßt ihn mit den Worten: „Mein Lieber, ich lege mich schlafen und überlasse Ihnen die Wache von Saint-Ouen.“ Das war der Schatz der Getreuen, dessen sich der König in der Nacht vor seinem Einzuge in Paris zu erfreuen hatte.

**Jagd im Mittelalter.** Ein griechisches Manuscript des 15. Jahrhunderts, das sich auf der Bibliothek des Escorial befindet, enthält eine interessante Stelle, die über einen dunklen Punkt der Jagd im Mittelalter Aufschluß gibt. In einem Aufsatze: „Jagd auf Rebhühner und Hasen“ von einem Bischof von Philippopolis, Konstantin Pontedones, einem Zeitgenossen des Kaisers Emanuel Comnenus, der ein kühner und leidenschaftlicher Jäger gewesen sein soll, erzählt der Bischof, daß er mit einem hohen Beamten des Hofes sehr eng befreundet gewesen und diesen auf einer Jagd begleitet habe. Die etwas pathetische, aber genaue Beschreibung gibt zunächst eine Schilderung der Jagd mit Falken und Sperbern. Nach der Jagd mit den Vögeln begann die Jagd mit abgerichteten Leoparden. Die Reiter tragen diese wilden Tiere auf der Croupe ihrer Pferde auf Löwenfellen. Die Augen sind den Tieren verbunden, und sie haben ein Halsband, an dem ein starker Riemen befestigt ist, den der Reiter in der Hand hält. Sobald der Hase aufgeschreckt ist, wird dem Leoparden rasch die Binde von den Augen genommen und ihm das Wild gezeigt. Mit drei, vier mächtigen Sägen ereilt er den Flüchtling, packt ihn mit seinen Vorderzähnen und trägt ihn dann im Rachen langsamen und stolzen Schrittes zu seinem Herrn. Dieser streichelt ihn und steckt ihm zwei Finger in die Nasenlöcher, wodurch das Tier genötigt wird, um atmen zu können, den Rachen zu öffnen, und dabei das Wild fallen läßt. Der Jäger schneidet diesem den Hals durch und läßt das Blut in eine hölzerne Schüssel laufen. Der Leopard leckt es mit Begierde auf; doch bevor er sein Mahl vollendet hat, schleudert der Jäger mit einem plötzlichen Fußstoß die Schüssel weit fort. Das darüber wütende Tier wirft sich auf seinen Herrn, der seinen Krallen die undurchdringliche Löwenhaut entgegenhält. — Im Altertum war diese Art Jagd unbekannt. Aller Wahrscheinlichkeit nach entstand sie im 11. Jahrhundert bei den Bewohnern Mesopotamiens, von wo sie nach dem östlichen Europa kam. Das Manuscript des Escorial beweist, daß sie im 12. Jahrhundert in Konstantinopel im Schwange war. Im 13. Jahrhundert ward sie dann, wie eine Chronik zeigt, an dem Hofe des Kaisers Friedrich II. bekannt.

**Woher kommt das Wort Flasko?** Ein Deutscher, der Arbeitern in einer italienischen Glashütte zusah, meinte, es sei nichts leichter, als so eine Flasche zu pusten, und daß er es ebenso gut könnte, wie jener. Er fing also an zu blasen, brachte aber nur einen kleinen Ballon von der Gestalt einer Biene, eine kleine Flasche (Flasko auf Italienisch) fertig. Der zweite Versuch geriet nicht besser, und wie er sich auch mühte, ein Flasko folgte dem andern. Daher der Ausdruck für ein durchgefallenes Theaterstück. — Ein französischer Schriftsteller gibt dagegen die folgende

Erklärung: Biancotelli, der berühmte Harlekin, glänzte vor allen Dingen durch seine improvisierten Monologe, die er an den ersten besten Gegenstand anknüpfte, den er eben in der Hand hatte. Heute war's ein Brief, den er bei seiner Geliebten gefunden hatte, morgen ein Stiefelknecht, ein andermal eine Perrücke u. s. w. Eines Abends hatte er eine mit Stroh umflochtene Flasche in der Hand, ein Flasko, wie man diese in Bergamo, seiner Vaterstadt, nennt. Ob nun der Monolog, den er an die Flasche knüpfte, etwas sad, oder er nicht in der rechten Laune war, genug, das Publikum lachte nicht, und was er auch vorbrachte, nichts wollte zünden. Endlich wandte er sich an seine Flasche und sagte: „Es ist Deine Schuld, wenn ich heute Abend so dumm bin!“ Damit warf er die Flasche von sich. Die Zuhörer lachten, aber Biancotelli war nichtsdestoweniger durchgefallen. Seitdem sagte man, wenn ein Künstler das gleiche Geschick hatte: Es ist die Flasche, der Flasko Harlekins. Später ließ man den Harlekin weg und sagte einfach: Es ist ein Flasko!

**Der Chignon.** Wie im Scherz, so ist man im Ernst den Damen wiederholt in die Haare gefahren; man hat über ihren falschen Hauptschmuck, wie über die Muschweifungen ihrer Coilette und deren Kurus gespottet und dagegen geeifert mit Wort und Schrift, und zwar nicht erst seit heute. Aber die Mode herrscht mit einer solchen Macht in der Frauenwelt, — und beiseite sei bemerkt, kaum minder in der Männerwelt — daß sie aller Angriffe spottet und niemand gehorcht, als ihren eigenen, ewig wechselnden Launen. Schon im Jahre 1273 kritisierte Gilles von Orleans die eleganten Frauen seiner Zeit, und es erhellt aus seinem Urteil, daß die Chignons ebenfalls nicht von heute datieren. Er sagt: „Sie (die elegante Dame seiner Zeit) ist so wohl ausgestattet, daß sie ganz das Feuer des Teufels atmet. Betrachtet ihre Hüfte: ihre Schöße sind so eng, daß es lächerlich ist. Betrachtet ihre Taille: sie schmürt dieselbe mit einem Gürtel von Seide, Gold oder Silber. Sie fürchtet nicht, auf dem Kopfe die Haare einer Person zu tragen, welche vielleicht in der Hölle oder dem Segefeuer ist, und deren Lager sie für alles Gold der Welt auch nicht eine einzige Nacht teilen möchte.“

## Der Schalk im Auslande.

### Englischer Humor.

**Freundschaft.** Hutton: „Das war nicht schön von Ihnen, daß Sie mir das kleine Darlehen von 20 Schilling nicht gewährt haben. Ein Freund soll immer dem andern helfen.“  
Buttow: „Ganz recht, mein Lieber! Aber Sie wollten immer der andere sein!“

**Ein Vermächtnis.** „Als Herr Casey starb, vermachte er alles, was er hatte, dem Waisenhause.“  
„Wirklich? Das war hübsch von ihm. Wie groß war das Vermächtnis?“  
„Seine zwölf Kinder.“

**Der weibliche Doktor.** „Was fehlt Ihnen, Herr Müller? Sie machen ja ein so betrübtes Gesicht, als wenn Ihnen etwas Schlimmes zugeschoßen wäre.“  
„Ja, schlimm genug. Denken Sie nur: Ich wende ein kleines Vermögen daran, meine Tochter Medizin studieren zu lassen. Kaum ist sie Doktor geworden, da heiratet sie ihren ersten Patienten.“

**Einer beneidet den andern.** Braun: „Den Herrn dort beneide ich. Und was das sonderbarste ist, er beneidet mich ebenfalls.“

Schmidt: „Wieso? das verstehe ich nicht.“  
Braun: „Wir bewarben uns beide um dasselbe Mädchen, — und ich habe sie geheiratet.“

**Abonnentenfanz.** Der Verleger einer englischen Provinz-Zeitung teilte kürzlich in seinem Blatte mit, daß er von der schönsten verheirateten Dame der Stadt geküßt worden sei, und versprach, in der ersten im neuen Quartal erscheinenden Nummer den Namen der Dame zu nennen. Nach zwei Wochen war die Auflage seines Blattes auf das doppelte gestiegen; aber als er dann am 1. April in der Zeitung bekannt machte, daß die Dame, die ihn geküßt hatte, seine Frau gewesen sei, war er genötigt, die Stadt schleunigst zu verlassen.

(Lit.-Bl.)

### Unbedacht.

Er: „Ich bin doch ein Pechvogel, in meinem ganzen Leben habe ich noch nichts gefunden!“

Sie (scherzend): „Hast Du mich denn nicht gefunden?“

Er: „Nun ja, ich meine aber . . . etwas von Wert!“



### Beinahe zu billig verkauft.

Auktionator (den Nachlaß eines Dichters versteigernd): „Hier ein Stoß Manuskripte, dreißig Pfennig sind geboten . . . halt, eine Seite der Blätter ist ja nicht beschrieben eine Mark zum ersten . . .!“



### Die vermeintliche Bombe.

2.



3.



### Rosen und Dornen.

So mancher junge Ehemann, der nennt sein Weibchen eine Rose,  
Weil ihn die äpp'ge Schönheit nur sich schau'n der kleine Gott, der losse.  
Doch wenn die Schönheit dann vorbei, wenn fängt die Frau erst an zu sprechen —  
Dann merkt der arme Ehemann nur noch, wie ihn die Dornen stechen.  
Vrs. Kurz-Elsheim.

### Berechtigte Frage.

„Ah, habe schon viel Pulver gerochen!“  
„Zahn- oder Räucherpulver?“

### Merkwürdig!

A.: „Sieh, das ist der lahme Schneider, von dem wir eben sprachen!“

B.: „Aber der geht ja ganz gerade!“

A.: „Ja, jetzt scheint er auch betrunken zu sein!“



### Zweiter Teil.

A. (erstaunt): „Wie, Sie beim Wildhändler — Sie haben doch selbst eine Jagd!“

B.: „Das schon; aber man will doch auch gerne mal einen Hasen . . . essen!“

### Auf dem Ball.

„Vieles Kind, der Herr Leutnant wird Dir eine Weile Gesellschaft leisten.“

Gattin (seufzend): „Ja — eine Längeweile!“

### Neue Bezeichnung.

A.: „Wissen Sie, die Mitglieder des Gesangsvereins 'Echo' singen doch recht maschinenmäßig.“

B.: „Ja, so eintönig und allerlei — die wahrhaften Singsmaschinen.“

4.



### In Schwalltät.

Bekannter: „Du hast es furchtbar kalt hier auf dem Kontor; merkst Du davon nichts?“

Kaufmann: „Ach nein, ich habe um zwölf Uhr einen Wechsel von fünfhundert Mark zu bezahlen!“

### Die Hauptsache.

„Ich höre, Deine Frau war sehr krank: geht's jetzt besser?“

„Ja, die Schwiegermutter ist da!“

# ~ ~ ~ Schrecklich. ~ ~ ~



„Rein, Mama, was ich für Mühe mit den Kindern habe. Ich will ihnen das Kontredanzen beibringen, aber sie verstehen nicht mal so einfache Kommandos wie: 'Scheene Agnese' oder 'Promenade zum Plagen'.“

## Na ja!

Mann: „Nun weiß ich nicht, gebe ich dem Jungen Geld oder nicht?“

Frau: „Weißt Du, schick' es ihm zur Vorsicht lieber noch einmal!“

## Gute Verpackung.

„Sieh' mal, wie der Herr drüben eingewickelt ist, muß der aber verfröhen sein!“

— „Nicht doch, das hat einen anderen Grund; es ist nämlich ein Reisender in Glas und Porzellan!“

## Geht schwer.

„Herr Doktor, mich sticht's überall; mich zwick't an den Beinen an den Händen und am Kopf!“

Doktor: „Ihr dürft eben keine geistigen Getränke mehr genießen!“

„Aber ich kann doch die Wachholderbeeren nicht trocken hinunterwürgen!“

## Sicherheitskommissarius.

Handwerksbursche: „Entschuldigen Sie, ein armer Reisender, seit drei Tagen . . .“

Herr: „Gehen Sie 'mal zu meiner Frau herauf, sie ist gerade mit dem Mittagessen beschäftigt!“

Handwerksbursche (mißtrauisch): „Wie lange sind Sie eigentlich schon verheiratet, bester Herr?“

## Raffiniert.

„Du, hör' einmal, der Müller ist ein moquanter Mensch! Wie ich gerade bei den Forellen, meiner Leibspeise bin, stellt er mir seine Schwiegermutter vor!“

## Malitiös.

Maler: „Du, ich habe die Witwe aus dem Stramladen dazu vermocht, mir zu meiner 'Marketenderin' Modell zu stehen; jetzt habe ich alle Hoffnung, daß das Bild mein Glück begründen wird!“

Freund: „So, willst Du Dich hinter die Alte machen?“

## Die Xantippe.

Buchhalter: „Ihre Frau Gemahlin ist am Telephon, Herr Meyer.“

Chef: „Sorgen Sie schon mal . . . Sie brauchen sich aber nicht gleich beleidigt zu fühlen.“

## Kinder und Narren . . .

Vater: „Was macht ihr denn mit dem Zaunpfahl, Jungens?“

— „Wir spielen Gigerl, Papa, das ist unser Spazierstock!“

## Beim Diner.

Bankier (leise): „Der Tenorist Müller macht heute gar keine Anstalten, irgend etwas vorzutragen!“

Frau: „Ob ich ihm mal sage, daß die Klustern wieder fünfzig Pfennig das Dutzend aufgeschlagen sind?“

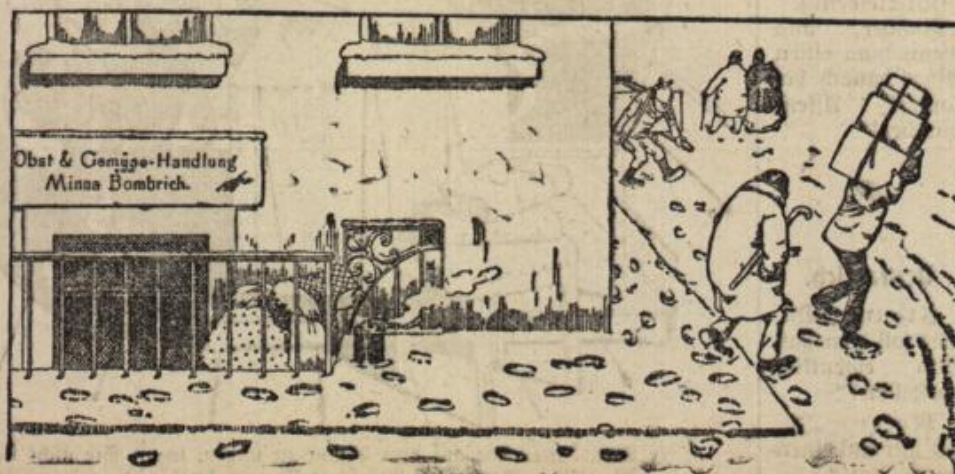
## Brüderlich.

„Wertwürdiger Zufall! Ein Bruder von Ihnen ist Maler, der andere Dichter, und Sie selbst sind Musikant!“

— „D, ich sage Ihnen, das ist höchst vorteilhaft! Wenn Einer von uns eine Idee hat, kommt sie uns allen brüderlich zu Gute: Arthur malt sie, Fritz dichtet sie, und ich setz' sie in Noten!“

## ~ ~ ~ Die vermeintliche Bombe. ~ ~ ~

1.





## Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

### Winters Anfang.

Im Nordwind schwanket auf und nieder  
Ein kühler Ast vom Lindenbaum,  
Wie Schauern zieht's durch seine Glieder —  
Schon klangt entsetzt sein grün Gefieder.  
Ach, kurz nur war der Sommertraum!

Da liegt ein Spatz vom nahen Eise  
Herbei und setzt sich auf den Zweig; —  
Der Wind pfeift höhl und leise, leise  
Klingt in die wehmutsvolle Weise  
Das Spatzenlied in Wintersleid: —

„Wie zog doch einst so mild und lüde  
Des Kindes Hauch durch das Geäst,  
Durch lachend grünes Blattgewinde  
Schaute im Frührot meinem Kinde  
Der Sonnenstrahl ins kleine Nest.“

Doch jetzt! — Wo ist mein Kind geblieben,  
Wo liegt das Nest, das ich gebaut?  
Die Blätter hat der Wind vertrieben —  
Nur ich allein bin noch geblieben,  
Nur ich allein. — Im Norden brant

Ein kalter Nebel sein Gewebe.  
Er zieht herauf und häßt mich ein —  
Ein Leichentuch — ich zitt're, bebe,  
Die letzte Stunde, die ich lebe,  
Und morgen werd' ich nicht mehr sein.“

Der kahle Ast schwankt auf und nieder,  
Mit Eis bedeckt sich Fluß und See,  
Der Wind singt blasse Wehmutslieder —  
Zur Erde fiel der Spatz hernieder —  
Vom Himmel fällt der erste Schnee.

Wilhelm Gottwald.

### Deklination.

Schwesterchen  
(bei den Schul-  
arbeiten zum  
Bruder, einem  
Studenten): „Du,  
Fritz, wie heißt  
denn eigentlich  
die Mehrzahl von  
Pünzch?“

Bruder Fritz  
(laterleidend):  
„Pünzcher, und  
wenn man einen  
Affen danach be-  
kommt, Affen-  
pünzcher!“

### Vertraulich.

Freund: „Du,  
was soll denn das  
Bild eigentlich  
vorstellen?“

Maler: „Ja,  
gib' mir mal einen  
guten Rat!“

### Strebsam.



„Was hatten Sie auf dem Baum zu suchen, wenn Sie nicht stehlen wollten?“  
„Aber Herr Rat, jeder Mensch will doch mal uff'n grünen Zweig kommen.“

### Im Eifer.

Frau: „Denk!  
Dir nur, lieber  
Friedrich, unsers  
Nachbarn Dutscher  
ist soeben vom  
Dach herunter ge-  
fallen — — —  
Bedauerst Du ihn  
nicht recht?“

Professor  
(studierend):  
„Gleich, gleich;  
bin bald fertig!“



### Hm?

„Mit Deiner  
Mutter kommt  
jedesmal ein Un-  
glück ins Haus!“  
— „Aber heut'  
wüßte ich doch  
nicht. —“

„So, ist sie  
selber vielleicht  
keines?“

### Eben so gut.

Fräulein vom Hause: „Ich habe gestern gehört, daß Sie sich von einem jungen Mann haben küssen lassen.“

Dienstmädchen: „Na, Sie lassen sich ja auch küssen.“

Fräulein: „Ja, aber von meinem Bräutigam.“

Dienstmädchen: „Na, dann ist es ja gut, das war gestern auch Ihr Bräutigam.“

### Glosse.

Beifallklatschen ist oft nur eine Heuchelei der Hände.

### Schlau.

Dienstmädchen (leise zur Wirtin): „Madame, weshalb tischen Sie denn dem Menschen da in der Ecke noch immer weiter auf, der ist ja als Zechpreller bekannt!“

Wirtin: „Ich weiß; ich will ihn nur so lang' hinhalten, bis mein Mann kommt, daß der ihn hinaus-schmeißen kann!“



### 12 12 Schnadahüpfeln. 12 12

Beim Bier und beim Rauchen  
Da spür' i hoa Weh,  
Aber zehntausend Teufel,  
Wenn i aufhör', duisch.

Und mir is nix lieber,  
Als a Schwarzwidrigant,  
Und des Bild, des bin i  
Und die Schwarz, de bist Du!

### Durchschaut.

Junge Frau: „Um vier Uhr Morgens kommst Du erst heim . . . ich muß mich ja vor den Leuten schämen!“

Mann: „Aber Frauen, es ist doch keine Schande . . . wenn Du Deinen Mann nicht unter dem Pantoffel hast!“



### Erklärt.

Herr: „Wie ist das, Ihr Herr Gemahl kommt ja aus dem Schnupfen gar nicht mehr heraus?“

Professorin: „Ich weiß nicht; aber ich glaube, er schreibt gerade ein Werk über den Nordpol!“



### Der Grund.

— „Wie, Du hättest Deinem Bräutigam abgeschrieben . . . weshalb?“

— „Er war mir zu klein; jedesmal hat er mir auf den Fühneraugen gestanden, wenn ich einen Fuß gekriegt habe!“

### Guten Appetit.

Mutter (abends): „Habe ich einen Schreck gekriegt; ich glaubte schon, es sei kein Kaffee mehr da!“

Tochter: „Es ist aber doch auch keiner mehr da!“

Mutter: „Ja, aber mir fällt ein, ich habe diesen Nachmittag zum Glück die Kanne nicht gespült!“



### ~ ~ Kindergeplapper. ~ ~



— „Denk' mir, Erna, Kousin Fritz bekommt schon einen Schnurrbart!“

— „Ach, da werdet Ihr nun wohl bald heiraten?“

### Verlockend.

Kommis: „Da ist jemand, der für den Anzug zu 60 Mark 20 Mark bietet!“

Chef: „Haben Sie ihm gesagt, daß wir feste Preise haben?“

Kommis: „Ja, er will aber nicht mehr anlegen!“

Chef: „Geben Sie'n ihm; das Anerbieten ist doch zu verlockend.“



### ~ ~ Feiner Unterschied. ~ ~



Bummier: „Sie — kann ich rinkommen?“

Portier: „Nein, die Ausstellung ist nur für das Publikum geöffnet.“